

AUSGABE 16 | 2013

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

DOSSIER

Scheitern – ein Leitfaden

FOTOWETTBEWERB

Verzaubert - Gebannt - Verhext? Die Faszination der Wissenschaft in Bildern

AUS DER ARBEIT

Neue Mitglieder, Ethik in der Praxis, Schüler als Risikoforscher

DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert und wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie den Ländern Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

	2	IMPRESSUM
	3	EDITORIAL
Dossier		SCHIEDEN
	4	SCHIEDEN DER NACHHALTIGKEITSGEDANKE?
	10	SCHIEDEN EINGEPLANT
	11	„MIGRANTEN SCHIEDEN NIE“
	13	DER AUFKLÄRER
	16	DAS PRINZIP ZUFALL
	18	RELEVANZ-UPDATES UND UNERWARTETE GÄSTE
	22	WAS IST SCHIEDEN?
JA aktiv	24	NEUE MITGLIEDER
	26	ALUMNI
Projekte	28	VERZAUBERT – GEBANNT – VERHEXT? Faszination der Wissenschaft in Bilder verpackt: Die Sieger des Fotowettbewerbs „Visions and Images of Fascination“ sind gekürt
Arbeitsgruppen	34	DIE GRENZEN INDIVIDUELLER FREIHEIT Darf die Gemeinschaft den Einzelnen bevormunden, wenn öffentliche Güter bedroht sind? Die AG Ethik in der Praxis suchte nach Antworten
Projekte	36	SCHÜLER ALS RISIKOFORSCHER Initiative der Jungen Akademie ermöglicht einem Leipziger Team einen spielerischen Einstieg in die mathematische Wissenschaft
Internationales	38	EINE GANZ JUNGE AKADEMIE Blick ins Ausland: Die <i>Jonge Academie</i> in Belgien (Flandern) plant erste Projekte von Fundraising bis Wissenschaftspolitik
JA aktiv	40	PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN
	42	TERMINE 2013
	43	PUBLIKATIONEN 2013
Zu guter Letzt	44	WAS MACHT EIGENTLICH ... Bettina Beer?



Was zunächst nach Sackgasse aussieht, eröffnet am Ende womöglich den Blick für neue Horizonte: Gebört Scheitern untrennbar zum Fortschritt?

IMPRESSUM

Herausgeberschaft

Die Junge Akademie (JA)
an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der
Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Redaktionsteam (alle JA)

Evelyn Runge (verantwortlich)
Katharina Heyden
Lisa Kaltenegger
Cornelis Menke
Klaus Oschema
Weitere Autoren (alle JA)
Sibylle Baumbauch
Daniel Chappell
Alexander Danzer
Wolfgang Gaissmaier
Katharina Heyden
Stefanie Hiß

Alexander Knohl
Magdalena Nowicka
Florian Steger
Emanuel Towfigh
Martin Wilmking
Robert Wolf
Jadwiga Ziolkowska
Text und Koordination
Ulrich Pontes, freier Redakteur
Evelyn Runge, JA
Manuel Tröster, Geschäftsstelle
Titelfoto
Evelyn Runge

Gestaltung

Wiebke Genzmer
Druck
Medialis Offsetdruck,
Berlin
Auflage
2.000 Exemplare
August 2013

© Die Junge Akademie
ISSN 1863-0367

www.diejungeakademie.de

Was ist Scheitern?

Definitionen und Erfahrungen aus dem jeweiligen Forschungsgebiet der JA-Mitglieder sind in den runden Plaketten knapp wiedergegeben, die Originalzitate finden Sie ab Seite 22.

EDITORIAL

Wer scheitert, dem misslingt etwas, der erfüllt nicht die Erwartungen, die an ihn gestellt werden oder die er sich selbst setzt, der verfehlt ein Ziel und muss sich von Wünschen und Träumen verabschieden. Für gewöhnlich ist Scheitern negativ besetzt. Aber warum eigentlich? Die Antworten der Mitglieder der Jungen Akademie (JA) in unserem Dossier „Scheitern“ sind erstaunlich positiv: „Scheitern weist uns den Weg zu vielen weiteren, besseren Fragen“, meint Emanuel Towfigh, und Robert Wolf sagt: „Scheitern ist Teil unseres Laboralltags.“

Die Idee zum Dossier „Scheitern“ wurde während der Ideenwerkstatt im Winter 2012 in Weimar entwickelt. Ist selbstbestimmtes Scheitern besseres Scheitern? Kann man nur scheitern, wenn man gescheit ist? Ist man in der Wissenschaft gescheitert, wenn man keine Professur bekommt? Aus der Vielzahl der Fragen konnten wir nur eine Auswahl im Dossier aufgreifen. Mitglieder der AG Nachhaltigkeit haben sich mit Erfolg und Scheitern von Nachhaltigkeit auseinandergesetzt, in den Bereichen Finanzen, Ökologie und Hochschule. Wie unterschiedlich Systeme und Individuen mit (scheinbarem) Scheitern umgehen, beschreiben der Wirtschaftswissenschaftler Moritz Schularick und die Soziologin Magdalena Nowicka in ihren Beiträgen. Scheitern orientiert sich an gesellschaftlichen Normen, weshalb Scheitern in Erzählungen oft umgedeutet wird. Dies ist auch dem Risikoforscher Wolfgang Gaissmaier bewusst: Biografien zeigen, „was alles funktioniert hat“ – und das sei verglichen mit dem, was nicht geklappt habe, recht wenig.

In der zweiten Hefthälfte finden Sie wie immer Berichte aus den Arbeits- und Projektgruppen der Jungen Akademie. Ein großer Erfolg war der erste Fotowettbewerb, den die Junge Akademie zusammen mit Partnern aus den Niederlanden, Russland, Schottland und Schweden veranstaltet hat: Mehr als 500 Bilder zum Thema „Visions and Images of Fascination“ wurden eingereicht. Die zehn besten Fotos finden Sie ab Seite 28.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen des Redaktionsteams
Evelyn Runge

Scheitern ...

... bedeutet: a. ein angestrebtes Ziel o. Ä. nicht erreichen, keinen Erfolg haben; b. misslingen, missglücken, fehlschlagen
Duden



SCHEITERT DER NACHHALTIGKEITSGEDANKE?

KOORDINATION ALMUTH KLEMENZ | FOTOS ALEXANDER KNOHL

„Die Rio-Konferenz ist gescheitert“, konnte man vor gut einem Jahr über die UN-Konferenz für nachhaltige Entwicklung, die 20 Jahre nach dem „Erdgipfel“ von 1992 erneut in Rio de Janeiro stattfand, in den Medien lesen. Hierzulande dagegen scheint Nachhaltigkeit mehr und mehr zu einem Trend zu werden, dessen sich jeder gern bedient – mit einem jeweils eigenen Verständnis von Nachhaltigkeit. Die AG Nachhaltigkeit der Jungen Akademie hat sich mit Erfolg und Scheitern von Nachhaltigkeit in verschiedenen Bereichen auseinandergesetzt und gibt hier die Gedanken von vier Mitgliedern wieder.

STEFANIE HISS

*Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Märkte,
Organisationen und Governance, Universität Jena*

Scheitern ist relativ oder: Die große Wunschbox der Nachhaltigkeit

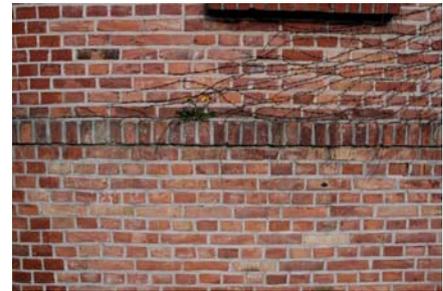
Ist der Nachhaltigkeitsgedanke gescheitert? Darüber lässt sich trefflich streiten. Natürlich ist die Nachhaltigkeit gescheitert, sagen die einen. Trotz Nachhaltigkeit verbrauchen wir immer mehr Ressourcen, beuten wir nach wie vor Menschen aus, werden wir das Zwei-Grad-Ziel bei der Klimaerwärmung nicht halten. Nachhaltigkeit ist doch bloß ein Deckmäntelchen, um die mittel- bis langfristige Zerstörung unserer eigenen Lebensgrundlagen zu verschleiern. Moment mal, werden die anderen einwenden. Ganz so schlimm ist es ja dann doch nicht. Immerhin sparen wir nun bewusst Energie ein. Unternehmen haben sich zu Klimaschutz und zur Achtung der Menschenrechte verpflichtet und setzen dies auch um. Investoren achten mehr und mehr darauf, ihr Geld in ethisch, sozial und ökologisch vertretbare Geschäfte zu stecken. So ein gewaltiger kultureller Wandel braucht eben seine Zeit, aber wir sind doch auf dem richtigen Weg. Mit Scheitern hat das nun wirklich nichts zu tun!

Vielleicht ist die Frage nach dem Scheitern von Nachhaltigkeit auch falsch gestellt. Scheitern hängt ja stark von der jeweiligen Zielsetzung ab. Gescheitert bin ich dann, wenn ich den ersehnten Pokal nicht gewonnen oder das Abitur vermasselt habe. Dann

bin ich an meinen Zielen gescheitert. Im Hinblick auf Nachhaltigkeit fangen hier die Probleme schon an. Was ist denn das Ziel der Nachhaltigkeit? Die Welt besser zu machen. Die Ressourcen zu schonen. Künftigen Generationen ein gutes Leben zu ermöglichen. Klingt alles toll, ist aber von einem klaren und eindeutigen Ziel weit entfernt. Was nicht heißt, dass es solche trennscharf formulierten und überprüfbaren Nachhaltigkeitsziele nicht gäbe. Vielmehr existieren davon unzählige, bei denen sich jede und jeder nach Gutdünken aus der großen Wunschbox der Nachhaltigkeit bedienen kann. Nachhaltigkeit kann dann genauso bedeuten, beim Zähneputzen das Wasser nicht laufen zu lassen, wie auch komplett auf fossile Energieträger zu verzichten.



Und damit kommen wir zum Kern der Sache. Die Frage ist weniger, ob Nachhaltigkeit gescheitert ist, sondern vielmehr, welche Idee von Nachhaltigkeit sich gesellschaftlich durchgesetzt hat. Dank der verordneten Political Correctness der „guten“ Nachhaltigkeit wird gerne übersehen, dass Nachhaltigkeit nicht im Interesse aller gesellschaftlichen Akteure liegt. Nachhaltigkeit kostet häufig Geld und rechnet sich manchmal erst langfristig. Akteure, die kurzfristigen Renditemaximierungslogiken folgen, können damit zum Teil wenig anfangen. Nicht zuletzt kommt und kam der Widerstand gegen zentrale Bausteine von Nachhaltigkeit, zum Beispiel gegen Maßnahmen zur Eindämmung des Klimawandels, von großen US-amerikanischen Konzernen und ihren politischen Vertretern. Für sie zahlt sich Nicht-Nachhaltigkeit wenigstens vorläufig aus. Und selbst wenn die ganze Sache langfristig negative Auswirkungen zeitigt: Wir sterben nicht gleich morgen, und bevor es soweit ist, werden wir schon Mittel und Wege gefunden haben, um weiter unseren Interessen Nachdruck und Geltung zu verschaffen.



Die Nachhaltigkeit ist also nicht gescheitert. Stattdessen arbeiten mächtige gesellschaftliche Gruppen daran, dass sie sich nicht als neue, übergreifende, substantielle gesellschaftliche Handlungsanleitung durchsetzt. Was nicht heißt, dass Nachhaltigkeit nicht den verbalen Luftraum für sich erobert hätte. Auf symbolischer Ebene ist Nachhaltigkeit in aller Munde, auch die größten Dreckschleudern und Ausbeuter etikettieren sich heute als nachhaltig. Unter dieser sprachlich-symbolischen Decke, auf der tatsächlichen unternehmerischen Handlungsebene, sieht es dagegen häufig mau aus.

Ein gutes Beispiel dafür ist die Finanzindustrie, die heute ebenfalls im schönen Schein der Nachhaltigkeit einherschreitet und dies in ihren Nachhaltigkeitsberichten wirkungsvoll zur Schau stellt – trotz ihres Scheiterns in der Finanzkrise, die uns fast alle in den Abgrund gezogen hätte. Hier kann man einmal mit Fug und Recht von Scheitern sprechen. Doch *so what?* Hat etwa das Scheitern dazu geführt, dass das Finanzsystem nachhaltig reformiert, auf Nachhaltigkeitsziele umgestellt oder die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden wären? Keineswegs. Grandios gescheitert – und doch geht die Party weiter. Die wird schließlich von anderen bezahlt, die übrigens auch dann wieder zahlen werden, falls der Gedanke der Nachhaltigkeit scheitert und die durchschnittliche Erdtemperatur um mehr als zwei oder drei Grad ansteigt. Aus Scheitern (des Finanzsystems) wird man also nicht unbedingt klug – genauso wenig wie die Klugheit (einer wirklichen nachhaltigen Entwicklung) vor Scheitern schützt. Auch Scheitern ist eben relativ: Man muss es sich leisten können!

ALEXANDER KNOHL

*Professor für Bioklimatologie
Universität Göttingen***Erfolgskonzept nachhaltige Forstwirtschaft?**

Das Konzept der Nachhaltigkeit stammt ja eigentlich aus den Forstwissenschaften. Vor genau 300 Jahren, 1713, führte der sächsische Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz das Konzept der nachhaltigen Forstwirtschaft mit seinem Buch „Sylvicultura oeconomica“ ein. Geprägt von der starken zentraleuropäischen Entwaldung durch den hohen Holzbedarf des Bergbaus und der Holzkohlegewinnung forderte er, dass nur so viel Holz entnommen werden dürfe wie nachwache, womit eine nachhaltige, also dauerhafte, Nutzung des Waldes möglich sei.

In den vergangenen 300 Jahren war das forstliche Konzept der Nachhaltigkeit eine Erfolgsgeschichte in Deutschland. Mittlerweile haben wir hohe Holzvorräte und eine wachsende Waldfläche, die Schäden durch sauren Regen sind zurückgegangen.

Aber bleibt das immer so? Heutzutage stellen sich vollkommen andere Herausforderungen an den Wald als noch vor 100 Jahren. Zum einen sind die gesellschaftlichen Ansprüche gestiegen.

Neben Holzproduktion dienen die Wälder der Erholung und dem Tourismus, dem Schutz von Biodiversität und Wasser, der Luftverbesserung sowie als Kohlenstoff-Speicher für den Klimaschutz. Zum anderen ändert sich das Klima: In 100 Jahren wird es voraussichtlich deutlich wärmer sein und die Niederschlagsverteilung wird sich ändern. Ob das bisherige Konzept der forstlichen Nachhaltigkeit an diesen Veränderungen scheitert oder weiterhin auf Erfolgskurs bleibt, hängt davon ab, welche forstlichen Entscheidungen heute getroffen werden und wie die künftigen Entscheidungsträger mit Blick auf diese Veränderungen ausgebildet werden.

Scheitern ...
**... per se ist nichts
Schlimmes, sondern das
ungewollte Ergebnis
davon, etwas versucht
zu haben.**

Daniel Chappell

Scheitern ...

**... ist positiv für jene,
die damit umzugehen
verstehen.**

Alexander Danzer

MARTIN WILMKING

*Professor für Landschaftsökologie
Universität Greifswald*

Der Nachhaltigkeitsdiskurs an Hochschulen – ein zartes Pflänzchen

Anfang 2005 begann die Weltdekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ der Vereinten Nationen mit dem Ziel, „das Leitbild einer nachhaltigen Entwicklung in allen Bereichen der Bildung zu verankern“ – also auch an Hochschulen. Heute, gut ein Jahr vor dem offiziellen Ende der Dekade, könnte man sich schon einmal fragen: Inwieweit konnte dieses Ziel bereits verwirklicht werden?

Von den bisherigen 1.738 in Deutschland ausgezeichneten Dekade-Projekten stammen gut zehn Prozent von Hochschulen, es gibt also einige gute Praxisbeispiele. Der Haken: Es sind meistens temporäre Projekte, die oft am Engagement Einzelner hängen. Läuft das Projekt aus, stirbt in der Regel auch die damit verbundene Nachhaltigkeitsinitiative.

Dieses Problem wurde auch vom deutschen Nationalkomitee für die UN-Dekade erkannt, und so fordert dessen Vorsitzender Gerhard de Haan: „Wir müssen vom Projekt zur Struktur kommen.“ Diese Forderung scheint sinnvoll, denn erst die institutionalisierte Verankerung von Nachhaltigkeitsgedanken in Forschung, Lehre und Hochschulbetrieb macht diese an sich „nachhaltig“. Dabei könnte jede Hochschule ein wunderbares (Lehr-)Beispiel für Nachhaltigkeit vor Ort werden, beispielsweise indem man die Stoff- und Energieströme des Hochschulbetriebs unter Nachhaltigkeitsaspekten analysiert und diese Betrachtung gleichzeitig in Forschung und Lehre integriert.

Der Gedanke der Nachhaltigkeit an Hochschulen ist also nicht gescheitert, sondern beginnt, erste Wurzeln zu schlagen. Zu wünschen wäre aber, dass die Hochschulen noch aktiver werden und diese Debatte als Chance verstehen. Die Chance, sich als Vorbild eines gesellschaftlichen Wandels zu positionieren – wie so oft in ihrer Geschichte.





JADWIGA R. ZIOLKOWSKA

*Agrarpolitik
Humboldt-Universität zu Berlin*

Umwelttechnologie – Beispiel für wachsenden Erfolg

Die Menschheit hat seit jeher nach ökonomischer Effizienz gestrebt, während die beiden anderen Aspekte von Nachhaltigkeit – Umwelt und soziale Gerechtigkeit – oft vernachlässigt wurden. Erst seit der Veröffentlichung des Brundtland-Reports 1987 legten viele Länder alle drei Ebenen als politisches Aktionsmotto und Zukunftsweg für Investitionen und Innovationen fest.

Im Bereich der Umwelttechnologie wurden mehrere Nachhaltigkeitsinitiativen vorgestellt und implementiert: Die Nutzung erneuerbarer Energieträger wie Solar- und Windkraft, Biokraftstoffe oder Biogas aus Biomasse wurde vorangetrieben. Im Agrarbereich wurden effiziente Anbausysteme und ökologische beziehungsweise nachhaltige Landwirtschaft zu wichtigen Bausteinen politischer Maßnahmen. Viele dieser Initiativen waren sehr erfolgreich und wurden mit meist steigender finanzieller Unterstützung von Regierungen und privaten Unternehmen fortgeführt. Ein Beispiel ist die Produktion von Biokraftstoffen aus Algen in den USA, die auch im Vergleich mit anderen Biokraftstoffen ökonomische und ökologische Vorteile bieten. Obwohl sich das Projekt als sehr langwierig entpuppte, führte es zum Erfolg: Kraftstoff aus Algen wird heute von der US-Marine genutzt.

Natürlich gibt es auch Initiativen, die nicht erfolgreich waren. Gescheitert ist hier jedoch nicht das Nachhaltigkeitskonzept an sich; die Ursache des Misserfolgs liegt vielmehr in externen Faktoren, die für die Implementierung und Durchsetzung nachhaltiger Prozesse unabdingbar sind, jedoch nicht effektiv und koordiniert eingesetzt wurden. Zudem wird das Nachhaltigkeitskonzept in vielen Fällen auch immer noch unvollständig umgesetzt: Während Wirtschaftlichkeit und Umweltverträglichkeit bei den meisten auf Nachhaltigkeit zielenden Programmen und Politiken im Fokus stehen, wird den sozialen Aspekten oft noch zu wenig Beachtung geschenkt.

Vieles spricht dafür, dass das Konzept der Nachhaltigkeit sowohl auf Regierungs- als auch auf Unternehmensebene immer stärker Entscheidungen prägen wird. Neue Umwelt- und Wirtschaftsprobleme, wie der Klimawandel oder die Ernährung der stetig wachsenden Weltbevölkerung, fordern die Menschheit heraus und müssen mit neuen Mitteln und Technologien gelöst werden. Das schlägt sich etwa in der akademischen Ausbildung nieder: Zukunftsorientierte Studiengänge wie Umweltmanagement, Ökodesign oder Ökologistik werden neu geschaffen, gut angenommen und bereiten die junge Generation auf eine nachhaltige Zukunft vor. Die beschriebenen Entwicklungen zeigen, dass der Nachhaltigkeitsgedanke in der Bevölkerung, im Bildungssystem und für Entscheidungsträger eine wichtige Rolle spielt. Daher steht zu vermuten, dass Nachhaltigkeit auch in Zukunft ein relevantes Konzept bleiben wird.



MISSERFOLG EINGEPLANT

Moritz Schularick über die Rolle des Scheiterns in der Ökonomie

AUFGEZEICHNET VON ULRICH PONTES

Scheitern ist kein großes Thema in den Wirtschaftswissenschaften. Die Ökonomie ist zunächst eine Disziplin, die über nutzenmaximierendes Handeln nachdenkt und nicht darüber, dass Leute Ergebnisse produzieren, die sie gar nicht wollten. Klar, ökonomische Theorien und Systeme können scheitern. Wenn man die Banken- und Finanzkrise nimmt, könnte man sagen, ein Teil der bis dahin herrschenden makroökonomischen Vorstellungen und die zuständigen Akteure in den Zentralbanken und Finanzministerien sind gescheitert: Man glaubte, man hätte ein Modell, das unser Wirtschaftssystem adäquat beschreibt und ermöglicht, die Wirtschaft durch gezielte Maßnahmen auf stabilem Wachstumskurs zu halten – und in der Krise hat dieser Ansatz versagt. Sogar ganze ökonomische Systeme können scheitern, ein Beispiel ist der Sozialismus. Wirtschaftswissenschaftlich ausgedrückt: Da gab es ein alternatives Organisationsmodell zur Bewirtschaftung knapper Ressourcen, das sich als nicht wettbewerbsfähig, nicht effizient herausgestellt hat.

Spinnt man diesen Gedanken weiter, kann man sagen: Weil der Wettbewerbsgedanke als konstitutives Element der Marktwirtschaft beinhaltet, dass nur die Wettbewerbsfähigen sich durchsetzen, heißt das, dass die anderen scheitern. Egal ob es um ganze Systeme geht, um bestimmte Technologien – man kann da an den Wettstreit der Videosysteme vor gut 30 Jahren denken oder an Computer-Betriebssysteme heute – oder um einzelne Unternehmen. Außerdem wird im Kapitalismus viel obsolet. So ist das Videosystem, das sich damals durchgesetzt hat, durch den technologischen Fortschritt längst wieder Geschichte.

Aber ist das wirklich alles ein Scheitern? Wahrscheinlich würden die meisten Theoretiker sagen: Nein, es ist doch ein inhärenter Teil des Systems, dass nicht alle gewinnen können und das Neue immer wieder das Alte ersetzt. Und was den Unternehmer an-

geht, der mit seinem Produkt das Nachsehen gegenüber der Konkurrenz hat: Von ihm sagt der ökonomische Mainstream, dass er auf der Basis von rational gebildeten Erwartungen handelt und sich somit seines Risikos auch von Anfang an bewusst war. Anders gesagt: Gemäß dem Handlungsmodell der Ökonomie plant der Mensch immer eine gewisse Wahrscheinlichkeit ein, dass sein Vorhaben schiefeht, dass irgendetwas seinen Plan zunichte macht. Wer derzeit in griechische Staatsanleihen investiert, überlegt, mit wie viel Prozent Wahrscheinlichkeit der Staat das Geld nicht zurückzahlen wird und die Investition scheitert, und will entsprechend durch hohe Zinsen entschädigt werden. Dieses Risiko ist also immer Bestandteil von normalem Handeln, wird eingeplant und entsprechend eingepreist – und dann passt es nicht wirklich, von Scheitern zu reden, wenn das Befürchtete eintritt.

Einen Haken hat dieses Modell: Es funktioniert nur, wenn wir für alle möglichen zukünftigen Zustände Wahrscheinlichkeiten angeben und die Risiken beziffern können. Dass diese Voraussetzung gegeben ist, kann man bezweifeln. Gemäß einer Unterscheidung des Ökonomen Frank Knight ist die Welt nicht von berechenbaren Risiken gekennzeichnet, sondern unsicher: Man weiß schlichtweg nicht, was mit welcher Wahrscheinlichkeit passieren wird. Damit gibt es viel Potenzial, dass Dinge auch unerwartbar schiefehen. Verschiedene ökonomische Schulen streiten seither, wie diese Unsicherheit und ihre Folgen in den Griff zu bekommen sind. Dabei mögen Individuen wirtschaftlich scheitern – oder jedenfalls das Nicht-Aufgehen ihrer Pläne als Scheitern wahrnehmen. Aus Perspektive der Standard-Ökonomie spielt das aber keine große Rolle. 

Moritz Schularick ist Professor für Volkswirtschaftslehre in Bonn.

„MIGRANTEN SCHEITERN NIE“

Soziologische Sicht: Wie Menschen ihre Lage deuten

INTERVIEW ULRICH PONTES

JAM: Was sagt die Soziologie zum Thema Scheitern?

Magdalena Nowicka: Ansätze zum Thema Scheitern gibt es vor allem in der Markt- und Wirtschaftssoziologie: Da ist die Rede von absolutem Scheitern, wenn eine Organisation aufhört zu existieren. Eine relativ scheiternde Organisation dagegen existiert weiter, erreicht aber ihre Ziele nicht. Und da wird schon deutlich, warum der Begriff des Scheiterns schwierig ist: er ist immer relativ zu Kriterien des Erfolgs – man könnte sagen, das Scheitern ist letztlich ein Artefakt der jeweiligen Definition von Effektivität und Leistung. Und natürlich kann man dann die Kriterien immer auch so ansetzen, dass das tatsächliche Ergebnis kein Scheitern darstellt.

JAM: Und abgesehen von Organisationen, auf individueller Ebene?

Nowicka: Da ergibt sich aus Sicht der Soziologie der vergangenen Jahrzehnte das Problem, dass Scheitern eher ein psychologisches als ein soziologisches Thema ist. Leute können vor allem scheitern, indem sie gesellschaftlichen Normen nicht entsprechen – also an irgendeiner Stelle hinter der Normalbiografie mit Schulabschluss, Arbeitsplatz, Partner-

schaft und Familie zurückbleiben. Wem das unterläuft, dem schreibt man in unserer individualisierten Gesellschaft aber normalerweise eine persönliche Schuld zu: verantwortlich fürs Scheitern ist das Individuum, das sich nicht genug bemüht hat. Der Staat unterstützt diese Tendenz, indem er sich in der Pflicht sieht, gerechte Rahmenbedingungen zu schaffen, aber die Verantwortung für den Erfolg des Individuums von sich weist. Zum Beispiel soll der Staat Zugang zur Bildung für alle ermöglichen – aber dann ist jeder selbst dafür verantwortlich, auch tatsächlich einen Schulabschluss zu machen. Wenn aber die einzelne Person scheitert und damit umgehen muss, gilt das vielen als soziologisch nicht relevant – die Soziologie beschäftigt sich schließlich mit Gruppen und Interaktionen, nicht mit einzelnen Individuen. Dagegen kann man natürlich argumentieren, dass das Individuum nie völlig autonom ist – deshalb betrachten einzelne Soziologen dann Scheitern oder vielmehr Strategien des Umgangs damit im Rahmen von Handlungstheorien: Wie baut der Gescheiterte wieder soziale Kontakte auf, wie schafft er sich eine neue Präsenz im sozialen Raum? Dieser Ansatz überzeugt mich aber nicht so richtig.

JAM: Warum nicht?

Nowicka: In meiner eigenen Forschung – die sich nicht explizit mit Scheitern beschäftigt, sondern vor allem mit Migration – habe ich festgestellt, dass die Leute sich absolut dagegen wehren zu sagen: Ich bin gescheitert. In gewissem Sinne scheitern die nie, sondern finden immer Wege, sich erfolgreich darzustellen. Und deshalb finde ich es interessanter, nach den Normen des Erfolgs und dem Umgang damit zu fragen.

JAM: Und wie machen sie das, nie zu scheitern?

Nowicka: Indem sie mit den gesellschaftlichen

Scheitern ...

... weist uns den Weg zu vielen weiteren, besseren Fragen.

Emanuel Towfigh

Normen und Anforderungen des Erfolgs flexibel genug umgehen. Vielleicht die eigenen Ziele umdefinieren, schnell genug, bevor man scheitert. Und durch das, was man auch biografische Arbeit nennt – dabei geht es einerseits darum, mit dem Risiko des Scheiterns vor Augen das Leben aktiv zu gestalten, andererseits aber auch darum, im Nachhinein am Narrativ zu arbeiten und sich als erfolgreiches Individuum darzustellen, egal was zuvor war. Und das kann tatsächlich harte Arbeit sein!

JAM: Ist Scheitern denn eine rein subjektive Angelegenheit?

Nowicka: Es gibt eine subjektive Einschätzung, aber diese ist immer auch bedingt durch soziale Normen. Eine Aussage wie „Ich habe keine Arbeit, also bin ich gescheitert auf dem Arbeitsmarkt“ kannst du nur treffen, weil es gesellschaftlich gesetzt ist, dass Arbeit zu haben – bezahlte Arbeit, wohlgemerkt – relevant ist. Wie schlimm es nun ist, keine Arbeit zu haben, kann jeder subjektiv unterschiedlich bewerten. Aber dass man zu so einer Bewertung überhaupt gezwungen ist, daran sieht man den sozialen, strukturellen Einfluss. Migranten stehen noch mal besonders unter Druck: Seine Familie, Umgebung, sein ganzes bisheriges Leben zu verlassen, verlangt nach einer Rechtfertigung. Der einzig legitime Grund ist, wenn man so seine Situation verbessern kann. Diese Verbesserung kannst du dann allerdings unterschiedlich definieren.

JAM: Und irgendwas findet man dann immer, was sich als Verbesserung verkaufen lässt?

Nowicka: Ganz so einfach ist es nicht. Ein Migrant kann zwar sagen: Ich sehe etwas von der Welt, deshalb lohnt es sich, im Ausland zu leben. Oder, bei Migrantinnen zu beobachten: Sie verschieben die Verbesserung in die Zukunft und nehmen anstatt der eigenen die spätere Situation ihrer Kinder als Kriterium. Für wieder andere geht es um persönliche Freiheiten: Bei meinen Interviews mit polnischen Migranten in Großbritannien habe ich auch mit homosexuellen Personen gesprochen, die dort ihre Sexualität ausleben können, während es zuhause undenkbar wäre. Damit werden die Kriterien Arbeit und Geldverdienen weniger bedeutsam – völlig irrelevant werden sie aber nie.

JAM: Also Erfolg im Job muss auch sein? Aber wie ist das narrativ zu schaffen, wenn es faktisch nicht gut läuft?

Nowicka: Vor allem durch die Konstruktion eines geeigneten Vergleichsrahmens, der den Blick begrenzt, vieles ausblendet. So vergleichen sich Polen in Großbritannien, die dort oft Geringverdiener sind, nicht mit Briten und auch nicht mit Migranten anderer Herkunft, sondern nur mit anderen Polen – und erzählen dann von anderen polnischen Migranten, die gescheitert sind. Wenn ihr eigenes Einkommen unbefriedigend ist, dann betonen sie das Prestige ihrer Tätigkeit. Wenn es auch darum nicht so gut bestellt ist, erzählen sie, dass sie sich doch ein gebrauchtes Auto oder einen tollen Fernseher leisten können und so weiter. Oft könnten sie das, was ihren „Erfolg“ ausmacht, in Polen genauso haben. Aber das ist das, was es für mich soziologisch relevant macht: Weil Migranten ihren Vergleichsrahmen

grenzübergreifend konstruieren können, haben sie sozusagen neue Möglichkeiten, nicht zu scheitern. Aber man merkt auch, dass es die Leute mitunter in eine ziemliche Spannung versetzt. Und ich habe auch Fälle gesehen, wo es mit der Konstruktion des Erfolgs zumindest der eigenen Familie gegenüber nicht mehr funktioniert – zum Beispiel bei Homosexuellen, die auch mit einem schlechten Job wegen der sexuellen Freiheit glücklich waren in Großbritannien, das aber zuhause nicht erzählen wollten oder konnten. Dann wurde die Argumentation gegenüber ihrer Familie sehr kompliziert – oder sie haben den Kontakt abgebrochen. ✿

ZUR PERSON

Magdalena Nowicka ist Professorin für Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität und baut dort mit einem Starting Grant des European Research Council das Projekt „Transforming Migration: Transnational Transfer of Multicultural Habitus“ (TRANSFORMIG) auf. Seit 2009 ist sie Mitglied der Jungen Akademie.

Scheitern

die bildung gehört erst der nhd. sprachperiode an, und ist in anlehnung an die bedeutung von scheiter als trümmer (zu scheitern gehen) entstanden. Grimm'sches Wörterbuch

DER AUFKLÄRER

Wolfgang Gaissmaier erforscht Entscheidungen. Er weiß, wann Intuitionen scheitern – und wo die Wissenschaft an ihre Grenzen stößt

TEXT ULRICH PONTES | FOTOS ARNE SATTLER



Will Menschen helfen, bessere Entscheidungen zu treffen: Wolfgang Gaissmaier im Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin

Menschen fürchten sich vor gefährlichen Dingen – aber manchmal ist diese Furcht die eigentliche Gefahr. Zum Beispiel die Angst vorm Fliegen: Als diese nach den Anschlägen vom 11. September 2001 besonders ausgeprägt war, stiegen viele Amerikaner vom Flugzeug aufs Auto um – mit der Folge, dass etwa 1.500 Menschen mehr im Verkehr starben als in anderen Jahren. „Ein erfolgreicher Zweitschlag für die Terroristen“, analysiert

Wolfgang Gaissmaier nüchtern. „Mitunter fürchten wir uns nicht vor den Dingen, die uns wirklich umbringen. Dann scheitert unser Gefühl, unsere intuitive Strategie für Sicherheit.“ Dabei ist die Sache objektiv betrachtet eindeutig, wie der Risikoforscher betont. „Man muss nur 20 Kilometer weit Auto fahren, um dasselbe Sterberisiko zu haben wie bei einem Interkontinentalflug.“

Scheitern ist Teil unseres Laboralltags.

Robert Wolf

„Wie man die richtigen Entscheidungen trifft“, „Gewissheit ist eine Illusion“, aber auch: „Mehr aufs Bauchgefühl hören“: Um solche Themen dreht sich Wolfgang Gaissmaier's Arbeit im Harding-Zentrum für Risikokompetenz. Das wird schon im Foyer des zum Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung gehörenden Zentrums deutlich, wo zahlreiche Presseartikel mit den genannten und ähnlichen Schlagzeilen an den Wänden hängen. Zitiert wird dabei meistens Gerd Gigerenzer, Gaissmaier's langjähriger Chef und Mentor. Zusammen leiten die beiden das Risikoforschungszentrum, gemeinsam haben sie auch eine Studie zu den Folgen der Flugangst nach dem 11. September publiziert.

Die Macht des Bauchgefühls

Die Haare akkurat geschneitelt, im Gesicht einen leicht verwegenen Dreitagebart, sitzt Wolfgang Gaissmaier in seinem kleinen Büro und erklärt mit ausladenden Gesten seine Tätigkeit. Er erforscht, was in Menschen vorgeht, die eine Entscheidung treffen müssen und dabei vor den typischen Problemen stehen: Sie kennen die Optionen und deren Erfolgswahrscheinlichkeiten, ohne dass deshalb eine eindeutig richtige Lösung auf der Hand läge. Oder sie stehen vor einer gänzlich unüberblickbaren Situation. „Kurz zusammengefasst, geht es um Entscheidungen unter Risiko und Unsicherheit – und darum, Menschen zu befähigen, bessere Entscheidungen zu treffen.“

Und das bedeutet eben unter anderem, sich darüber klarzuwerden, wo unser Bauchgefühl uns in die Irre führt. Neben der Flugangst nennt der studierte Psychologe ein zweites Beispiel: „Wenn du Roulette spielst und fünfmal Schwarz kommt, dann weißt du zwar: Das ist für den nächsten Wurf völlig egal. Aber dein Gefühl, dass jetzt Zeit für Rot wäre, ist unglaublich stark.“ Daran werde auch deutlich, wie schwierig es sei, gegen das Bauchgefühl zu handeln – ein Phänomen, vor dem auch er selbst nicht gefeit ist: „Wir haben kleine Kinder“, erzählt Gaissmaier, „und da kaufe ich doch tatsächlich ein ‚strahlungsarmes‘ Babyfon. Dabei weiß ich, dass Strahlung quadratisch mit der Distanz abnimmt und somit überhaupt kein Problem sein kann, sobald

das Gerät nur ein kleines Stück entfernt steht – und trotzdem lasse ich mich von dem Siegel ‚strahlungsarm‘ blenden.“

Die Diskrepanz zwischen Bauchgefühl und Realität ist allerdings nicht die Regel. Im Gegenteil seien Intuition und Bauchgefühl oft sehr gute Ratgeber, sagt der Entscheidungsforscher. Denn unbewusste Entscheidungen folgten oft sehr einfachen Strategien, sogenannten Heuristiken, und seien gerade deshalb gut: „Unsere Forschung zeigt, dass die Faustregel gilt: Je unsicherer und komplexer die Welt, desto weniger Informationen solltest du berücksichtigen.“ Als einen simplen unter vielen empirischen Belegen für diese Tatsache erzählt Gaissmaier, dass Laien die Ergebnisse von Fußballweltmeisterschaften oft besser tippen als Experten – weil sie sich weniger interessieren, weniger wissen und einfach sagen: Brasilien wird schon gewinnen, statt sich zum Beispiel den Kopf über ein Formtief von Ronaldo zu zerbrechen. „Diese alten Prämissen, dass mehr Information und mehr Nachdenken immer zu besseren Entscheidungen führen, die können wir heute widerlegen.“

Außer mit der Psychologie von Entscheidungsprozessen beschäftigen sich die aus vielen Disziplinen stammenden Entscheidungs- und Risikoforscher am Harding-Zentrum auch mit konkreten Anwendungsfeldern wie dem Nutzen und Risiko medizinischer Maßnahmen, mit globaler Nachhaltigkeit oder eben Gefahren im Verkehr. Zu ihren festen Aufgaben gehört es neben der Forschung, gewonnene Erkenntnisse aktiv in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Weshalb Wolfgang Gaissmaier gelegentlich sein elegant-legeres Alltagshemd gegen einen taillierten Dreiteiler tauscht und an Podiumsdiskussionen teilnimmt, Vorträge vor fachfremdem Publikum hält oder Journalisten der verschiedensten Medien empfängt. Insofern ist ihm lange vertraut, was seit einem Jahr auch in anderem Kontext zu seinen Aufgaben zählt: 2012 wurde Wolfgang Gaissmaier in die Junge Akademie aufgenommen, für die das Engagement an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft einer von drei Arbeitsschwerpunkten ist.

„Eine objektiv gute Entscheidung gibt es oft nicht“

Sein Ziel ist allerdings nie, den Menschen zu sagen, welche Entscheidung die richtige sei: „Ich glaube, dass es in vielen Fällen so etwas wie eine objektiv gute Entscheidung nicht gibt.“ Jeder

solle vielmehr gemäß seinen persönlichen Prioritäten entscheiden. Den Menschen dabei zu helfen, sieht Wolfgang Gaissmaier als seine Mission. Dabei ist ihm wichtig, den Menschen Vertrauen in ihre Entscheidungsstrategien zu vermitteln und ihnen hilfreiche Informationen an die Hand zu geben. Anders als andere Wissenschaftler würde er aber nie die Entscheidung vorwegnehmen und beispielsweise eine Helmpflicht für Radfahrer fordern, denn die Abwägung zwischen Sicherheit und Würde sei eine sehr persönliche Angelegenheit. „Es gibt Entscheidungsforscher, die den Menschen als quasi hoffnungslosen Fall ansehen. Unsere Idee hier am Harding-Zentrum ist dagegen, dass Menschen mit der richtigen Art von Informationen durchaus in der Lage sind, für sich selbst gute Entscheidungen zu treffen.“

„Dunkle Seite der Macht“ ist keine Alternative

In vielem ist Wolfgang Gaissmaier sein Chef Gerd Gigerenzer zum Vorbild geworden. Als Diplomand hörte er eine Vorlesung bei ihm, erzählt er, und dann mischt sich Begeisterung in den sachlichen Plauderton: „Das fand ich so großartig, dass ich bei ihm gerne eine Doktorarbeit schreiben wollte. Weil er so viel Leidenschaft für sein Thema mitbringt – da habe ich im Studium nicht mal eine Handvoll Professoren erlebt, bei denen das so war.“ Im Anschluss springt Wolfgang Gaissmaier direkt auf die wissenschaftliche Reflexionsebene: „Da sind wir wieder bei den einfachen sozialen Heuristiken: Wenn jemand anderes sich für ein Thema sehr begeistert, dann muss wohl etwas Interessantes dran sein.“

Die resultierende Entscheidung war offenbar gut: Seit über zehn Jahren arbeitet Wolfgang Gaissmaier nun mit Gigerenzer zusammen. Seine Dissertation wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem 2008 mit der Otto-Hahn-Medaille für herausragende wissenschaftliche Leistungen. Aktuell kürte ihn die Association for Psychological Science zu einem „Rising Star“ seiner Disziplin (vgl. Seite 44). Die – eher ungeplante – Karriere als Wissenschaftler erscheint Wolfgang Gaissmaier inzwischen als alternativlos: „Man könnte natürlich auch auf die dunkle Seite der Macht wechseln“, sagt er mit schmalem Lächeln. Könnte – aber für ihn kommt es nicht infrage: Auf den „Hofnarrenstatus“ des Wissenschaftlers, wie Gaissmaier es formuliert, auf die Möglichkeit, anderen unbefangenen den Spiegel vorzuhalten, wolle er nicht verzichten. Denn in jedem anderen Job müsse er letztlich die Interessen seines Arbeitgebers vertreten.

Der neutrale Aufklärer zu sein heißt für Wolfgang Gaissmaier indes nicht, unpolitisch zu sein. So ist er gemeinsam mit anderen Mitgliedern der Jungen Akademie dabei, den Wissensstand von Ärzten bezüglich des sogenannten PSA-Tests zu untersuchen. Der Test soll helfen, Prostatakrebs frühzeitig zu erkennen; wissenschaftliche Studien kamen allerdings mittlerweile zu dem Ergebnis, dass er vermutlich mehr schadet als nutzt. Mangels klar belegten Nutzens wird er in Deutschland auch nicht von den Krankenkassen übernommen, sondern muss als „individuelle Gesundheitsleistung“ (IGeL) vom Patienten bezahlt werden. „Daher ist es besonders wichtig, dass Ärzte Nutzen und Schaden des Tests realistisch einschätzen, um ihre Patienten adäquat aufzuklären zu können. Sollte das nicht der Fall sein, wäre das auch politisch relevant und würde die grundsätzliche Problematik mit IGeL-Leistungen verdeutlichen“, erklärt Wolfgang Gaissmaier die Idee des Projekts, das in der AG Ethik in der Praxis angesiedelt ist (siehe auch den AG-Bericht auf Seite 34).

„In den Lebensläufen steht nur, was funktioniert hat“

Klare Positionen hat Wolfgang Gaissmaier aus seiner wissenschaftlich-aufklärerischen Grundhaltung heraus auch in anderen Fragen. Er argumentiert mit Verve gegen Homöopathie, nennt es einen „Skandal“, Kinder nicht gegen Masern impfen zu lassen, und outet sich als kritischer Skeptiker bezüglich Religion. Gleichzeitig betont er, „in großer Demut“ anzuerkennen, dass auch wissenschaftliche Erkenntnisse letztlich immer vorläufig und unsicher bleiben: „Nicht umsonst ist einer meiner Leitsprüche das Zitat von Benjamin Franklin, dass im Leben nichts sicher ist außer dem Tod und den Steuern.“

Und auch sonst scheint Wolfgang Gaissmaier ganz entspannt mit der eigenen Fehlbarkeit umzugehen. So erzählt er zum Thema Scheitern nicht nur vom Scheitern intuitiver Sicherheitsbestrebungen unter bestimmten Umständen, sondern auch ganz freimütig von eigenen Misserfolgen: wie er schon mal ein größeres Experiment durch eine Unachtsamkeit fast in den Sand gesetzt hätte, oder wie er sich auf Preise beworben und sie nicht bekommen hat. Ohne diese Offenheit würden Nachwuchsforscher doch einen ganz falschen Eindruck gewinnen – und deswegen am Ende, mutlos, womöglich eine schlechte Entscheidung treffen. „Auf den Lebensläufen siehst du immer nur, was alles funktioniert hat – du musst aber davon ausgehen, dass die Sachen, die nicht funktioniert haben, sehr viel mehr sind.“

DAS PRINZIP ZUFALL

Die Störung oder das teilkontrollierte Misslingen von Fotos findet immer mehr Fans, auch in seinen digitalen Varianten

TEXT + FOTOS EVELYN RUNGE



Fehler oder Feature? Die Yungang-Grotten bei Datong/China, ...

Die Frau beugt ihr Gesicht über eine weiße Schüssel und isst. Sie sitzt, gekleidet in ein weißes Hemd und eine schwarze Hose, auf einer Stufe. Neben ihr lugt ein Hund aus seiner Hütte. Es grenzt an einen Pferrch für Ziegen. Vom Dach der Behausung hinter ihnen ragt eine Antenne in den Himmel.

Die rechte Seite dieses Fotos, aufgenommen von mir 2008 in China, ist klar zu erkennen. Ein Drittel des Fotos auf der linken Seite ist weiß. Die beiden Teile gehen ineinander über, sie sind nicht scharf voneinander getrennt: Die Struktur des Übergangs ähnelt den Wolken am blauen Himmel, und so wirkt es, als betrete eine zweite Frau die Szene aus einem dichten Dunst, das Gesicht im Profil, darüber die Krempe ihres Strohhuts. Von ihrem Körper ist nur ein schmaler Teil ihres Arms zu sehen, und ihre rechte Hand, mit der sie sich auf einen Stock stützt.



... das Dorf DongGeTuo und ...

Nach gängigen redaktionellen Maßstäben würde dieses Foto aussortiert und nicht veröffentlicht werden. Es erzählt nur einen Teil der Situation. Es scheint unvollständig zu sein, fehlerhaft – misslungen. Der Filmanfang wurde Licht ausgesetzt, bevor die Kleinbildpatrone im Kameragehäuse verschwand. Fotografen versuchen, auf den ersten Fotos diesen Lichteinfall zu vermeiden, indem sie den eingelegten Film bei geschlossenem Gehäuse weiterspulen – auslösen, spannen, auslösen, spannen. Das erste Foto wird dann auf frischem, unbelichtetem Material aufgenommen und weist keine Störungen auf.

Aus Sicht vieler Betrachter gelten für ein „gutes“ Foto noch immer Kriterien wie Schärfe, korrekte Belichtung, leichte Erfassbarkeit des Inhalts. Alles andere wird der Kunst zugeordnet, auch wenn das nicht die Intention des Fotografen war.

Scheitern ...

**... ist eine Chance:
eine Chance, es erneut
anzugehen.**

Sibylle Baumbach



... die Schlange vor Maos Mausoleum – jeweils am Filmanfang fotografiert

Störungen oder scheinbares Misslingen als ästhetisches Prinzip können auch technisch hervorgerufen werden. Der Zufall ist immer Teil dieses Ziels, zumindest in der analogen Fotografie. So haben Lochkameras, selbstgebastelt aus Pappe oder Getränkedosen, keine Optik in Form eines Objektivs: Es ist kaum möglich und vor allem nicht gewollt, Tiefenschärfe und Ausschnitt zu kontrollieren. Denn Bildausschnitt und Schärfe sind abhängig von der Größe des Loches, durch das das Licht fällt, und vom Abstand zum lichtempfindlichen Material.

Leichter zu bedienen sind Apparate wie die Holga- oder die Lomo-Kameras. Beide wurden ursprünglich für den Massenmarkt entwickelt, die Holga als günstige Mittelformatkamera in Hongkong, die Lomo für Kleinbildformate in Russland. In den vergangenen 20 Jahren haben beide Fans in Europa gefunden,

aus Nostalgiegründen ebenso wie dem Verlangen nach einer visuellen Gegenkultur. Denn zu den Fotos, die mit Holgas und Lomos produziert werden, gehören Unschärfe, Verzerrung, Vignettierung und Tonwertverschiebungen dazu. Überraschungen in der Farbgebung werden nicht nur in Kauf genommen, sondern sind gewünscht und können durch den Einsatz etwa von abgelaufenem Filmmaterial verstärkt werden. Das alles sind keine Zeichen ästhetischen oder technischen Scheiterns: Spiel und Offenheit sind prozessimmanent. Die Lomografen (der Terminus „Holgagrafen“ konnte sich bislang nicht durchsetzen) haben sich Regeln gegeben und im Netz veröffentlicht. Nummer 8, 9 und 10 sind vielleicht die wichtigsten, da sie das Prinzip Zufall herausstellen: „Du musst nicht im Vorhinein wissen, was dabei herauskommt“, „Im Nachhinein auch nicht!“ – und: „Vergiss die Regeln!“ (Gerade in dieser Zeit, in der „Sicherheit“ ein viel gebrauchter Euphemismus ist, egal, ob es Politik, Werbung oder Finanzen betrifft, liest sich das wie eine Anleitung zum freien Leben – das immer Zufälle und Risiken beinhaltet.)

Längst sind diese originär analogen Fotos zu Hybriden geworden: Sie werden digitalisiert und auf Foto-Plattformen veröffentlicht. Als „Digilogs“ leben sie fort, kommentiert, gefeiert, geliebt und mitunter kopiert von der jeweiligen Community. Programme für Handy- und Smartphonekameras bieten eine ähnliche, an Analogverfahren erinnernde Optik. Sogenannte Retro-Apps wie Hipstamatic, Instagram, Infinicam oder Retro Camera haben Filter integriert, die Vignettierungen und Bildstörungen erzeugen. Einige dieser Apps imitieren noch eine andere, lange Zeit bei Laien und Profis beliebte Analogtechnik: Sie legen einen weißen Rand um das Foto, wie beim klassischen Polaroid ist dieser an der unteren Seite breiter. Bei analogen Sofortbildern hat dieser breite weiße Rand einen Sinn: Darin ist eine kleine Tasche mit Chemie integriert. In dem Moment, in dem das Polaroid aus der Kamera gezogen wird, öffnet sich diese und die Chemie verteilt sich. Der Entwicklungsprozess beginnt.

Zufälligkeiten wie unterschiedlich verteilte Chemie, Lichteinfall, Farbwertänderungen durch Lagerung von Filmen oder Papier über ihr Haltbarkeitsdatum hinaus sind in den Apps der Smartphonekameras ausgeschaltet. Störungen werden nicht dem Zufall überlassen. Ein Scheitern wird verunmöglicht. Dabei ist gerade dieses Misslingen produktiv und kreativ: Es schafft Sichtweisen, die unvorhergesehen sind und Entdeckungen ermöglichen. ✿

RELEVANZ-UPDATES UND UNERWARTETE GÄSTE

Institutionen zwischen Beweglichkeit und Scheitern: ein Gespräch über Regeln und Ausnahmen, Offenheit und Autorität, Theater und Recht

INTERVIEW ULRICH PONTES

Emanuel Towfigh: Melanie und Bernhard, ihr seid gerade dabei, nach Monaten der Vorbereitung und elf Tagen des Wirklichwerdens eure inszenierte Institution wieder wegzupacken – wird man da nicht wehmütig?

Herbordt/Mohren: Ja – andererseits ist das Projekt aus unserer Sicht sehr gelungen, und es konnte nur aufgrund dieser beschränkten Zeitlichkeit so funktionieren. Weil es für alle eine Art Ausnahmezustand war. Viele, auch wir, waren fast immer da. Sobald eine längere Dauer eingeplant gewesen wäre, wäre das nicht mehr gegangen und es wäre sofort eine völlig andere Struktur gewesen.

JAM: Eine Institution, die von ihrer kurzen Dauer lebt – das klingt untypisch für eine Institution.

Herbordt/Mohren: Untypisch für eine Institution, wesentlich für ein Theaterprojekt.

Towfigh: Ja, da habe ich bei eurer Inszenierung auch eine deutliche Spannung empfunden. Denn eigentlich leben Institutionen ja von Regelmäßigkeit und Regelmäßigkeit.

Herbordt/Mohren: Die Beschränktheit der Zeit ist bei unserem Projekt aber ein wesentlicher Punkt gewesen. Wir wollten ja einen Raum schaffen, in dem ganz frei mit Strukturen und Regelmäßigkeiten gespielt werden kann. So konnten wir Dinge erproben, die ausgeschlossen gewesen wären oder hätten scheitern müssen, wenn man von Anfang an auf eine Verfestigung abgezielt hätte. Man muss allerdings auch sagen, dass wir

weit davon entfernt waren, tatsächlich einen Modellentwurf für eine gelingende Institution zu liefern. Es war vielmehr immer, in jedem einzelnen Bestandteil, die sprachliche Behauptung einer möglichen Institution und deswegen auch eher ein künstlerisches Vorhaben. Nichtsdestotrotz wurde – zum Beispiel im Rahmen von „Performing Institutions“ – auch über Möglichkeiten gesprochen, wie mit bestehenden Institutionen in gewinnbringender oder sinnstiftender Form umgegangen werden kann.

JAM: Gibt es ein Fazit oder zentrale Erkenntnisse?

Herbordt/Mohren: Zur abschließenden Reflexion hatten wir noch keine Zeit. Aber es gab ein gewissermaßen wiederkehrendes Moment. Ein Netzaktivist aus Zagreb, Marcell Mars, hat das eingebracht, der sich mit Leihbibliotheken im digitalen Zeitalter beschäftigt. Er sagte, wenn die Leihbibliotheken in ihrer althergebrachten Form weiterarbeiten würden, würden sie ihre gesellschaftliche Funktion – Literatur und Wissen kontinuierlich verfügbar zu halten – nicht mehr erfüllen können. Deshalb brauche diese alte Institution dringend ein Update. Auf unser Projekt übertragen: Wir arbeiten daran, der alten und gesellschaftlich relevanten Institution des Theaters genau so ein Update zu verschaffen – damit es sich nicht selbst in die Bewegungslosigkeit und dann in die Irrelevanz manövriert. Ein zweiter wichtiger Punkt ergab sich aus einem Beitrag von Iris Dressler, Direktorin des Württembergischen Kunstvereins. Sie sprach davon, wie es darum geht, immer wieder Räume zu öffnen und den Begriff der Kunstinstitution nicht als einen ausschließenden, sondern als einen integrierenden zu verstehen – und sie brachte ein Beispiel, das uns wieder zum Thema der Regelmäßigkeit führt: das



DAS KÜNSTLERDUO

Herbordt/Mohren haben in Stuttgart kürzlich „Die Institution“ inszeniert – eine Mischung aus Installation und Zuhause, öffentlichem Labor und Theater. Im Lauf von elf Tagen sollte dabei im Zusammenwirken von Raum-, Klang- und Videoinstallation, Aufführungen, Gesprächen, Vorträgen und Publikum eine fiktive, inszenierte Institution entstehen und zu der Frage beitragen, in welcher Form und Verfasstheit Kunst eine relevante Rolle in der heutigen Gesellschaft spielen kann (www.die-institution.org).

Beispiel des unerwarteten Gastes. Es stellt sich also die Frage, wie eine Institution mit dem umgeht, was nicht vorhergesehen werden kann, wie sie dem Unerwartbaren begegnet. Ein sehr produktiver Gedanke für das Theater, das ja traditionellerweise zum großen Teil davon lebt, dass Vorgänge geprobt werden und ein genaues Konzept existiert, wie die Dinge abzulaufen haben.

JAM: Institutionen bräuchten demzufolge bei aller Beständigkeit auch erhebliche Flexibilität, um relevant zu bleiben und dem Unerwartbaren begegnen zu können – stimmt der Jurist zu?

Towfigh: Dass Institutionen auf Dauer angelegt, aber veränderbar sind, würde man als Jurist wohl auch sagen. Andererseits scheinen Institutionen typischerweise schon über eine gewisse Beharrungskraft oder Innovationsresistenz zu verfügen.

Herbordt/Mohren: Beim Schlagwort Flexibilität wäre noch wichtig zu unterscheiden: Es gibt die neoliberale Forderung nach Flexibilität, die auch im Bereich des Theaters zu fortschreitender Prekarisierung der Arbeitsstrukturen führt – das ist nicht,



DER JURIST

Emanuel Towfigh ist Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern in Bonn. Im Kontext seines Habilitationsprojekts „Demokratie ohne Parteien“ interessiert er sich für die kulturprägende Kraft von Institutionen und dafür, wie sie sich innerhalb eines gegebenen, komplexen Kontextes verändern lassen. Mit der Gesprächs- und Vortragsreihe „Performing Institutions“ war die AG Kunst als Forschung und mit ihr auch Emanuel Towfigh zu Gast bei „Die Institution“.

was wir meinen. Das andere ist ein wesenhaftes Update der Institution. Ein solches wäre nötig, um die derzeitige Legitimationskrise der Stadt- und Staatstheater zu meistern, für die sich derzeit ja nur noch ein verschwindend geringer Prozentsatz der Bevölkerung interessiert.

JAM: Legitimationskrisen gibt es doch bei vielen Institutionen? Man denke nur an den Staat und die Politikverdrossenheit, oder die Kirche und ihren Kampf um Relevanz.

Towfigh: Ich denke, eine Institution kann in der Weise scheitern, dass ihre Hülle noch da ist, aber sie unbewohnt ist auf eine Art. Und der nachhaltige Erfolg hängt wahrscheinlich gerade davon ab, wie gut sich eine Institution neu erfinden, neu formieren kann. Zu Beginn ihrer Existenz braucht man sie, um einer Herausforderung zu begegnen oder ein Problem zu lösen. Irgendwann aber – durch die sich wandelnden Umstände und auch durch ihre eigene Aktivität – wird die Institution ein Stück weit entbehrlich. Sie kann sogar ein Opfer ihres Erfolgs werden, wofür meiner Meinung nach die Religion ein Beispiel ist. Oft



Um „das Versprechen eines anderen gesellschaftlichen Zusammenhangs, das Modell einer Institution, die integriert, was ausgeschlossen war“, ging es bei der experimentellen elftägigen Inszenierung von „Die Institution“.

heißt es ja, sie hätte sich überlebt, was irgendwie nach Scheitern klingt – aber dass sie ihre Anziehungskraft verloren hat, liegt möglicherweise ja auch daran, dass sie sehr prägende Wirkung hatte und dadurch der Kontrast zwischen dem Anspruch, den sie formuliert hat, und der Wirklichkeit, auf die dieser Anspruch prallt, geringer geworden ist. Die Frage ist: Ist das Scheitern oder ist das Erfolg?

JAM: Wird die Dauerhaftigkeit denn zwangsläufig zum Problem? Darauf scheint mir auch hinzudeuten, dass „Die Institution“ angekündigt wurde als „eine Institution, die vorübergehend bleiben muss, um nicht selber wieder autoritär zu werden“.

Herbordt/Mohren: Zumindest wenn man das Theater betrachtet, gibt es leider die Tendenz, dass Institutionen für ihren jeweiligen einzelnen, konkreten Entwurf eine ausschließliche Notwendigkeit behaupten – sie erheben quasi einen Monopolanspruch auf eine bestimmte Ästhetik oder auf ihre Verfahrensweise, wie sie ihre gesellschaftliche Funktion erfüllen. Ein solcher autoritärer Anspruch kann der Komplexität einer gesellschaftlichen Problemstellung aber nicht dauerhaft gerecht werden. Die initiale Fragestellung, auf die die Einrichtung einer Institution antwortet, wird sich in der Regel nämlich wesentlich schneller ausdifferenzieren, als eine Institution in diesem Autoritätsanspruch darauf eingehen kann. Und dann kommt man irgendwann an den Punkt, dass die Kontinuität einer Institution überhaupt nur noch über den autoritären Anspruch aufrechterhalten werden kann, weil sie von der Komplexität des Problems längst überholt wurde.

JAM: Das ließe sich vielleicht schön auf das Beispiel Kirche

übertragen: Der behauptete Alleinvertretungsanspruch etwa der katholischen Kirche prallt auf die erhebliche Ausdifferenzierung, die sich im Laufe der 2000 Jahre entwickelt hat.

Herbordt/Mohren: Von dieser Überlegung ausgehend kommen wir jedenfalls wieder zu der zentralen Rolle der Gastfreundschaft in unserer inszenierten Institution: Auf den unerwarteten Gast eingestellt sein bedeutet, die Offenheit, sich auf kommende Fragestellungen einzulassen, höher anzusetzen, als eine vorbereitete Antwort.

Towfigh: Das Unerwartbare könnte man verbinden mit der großen Diskussion um Regel und Ausnahme. Klassischerweise können Institution ja nur mit dem Erwarteten umgehen, und das ist auch ein Dauerproblem des Rechts. Deshalb ist etwa das Allgemeine Preußische Landrecht mit über 19.000 Paragraphen so grandios gescheitert. In dem Versuch, restlos alles regeln zu wollen, wurde es so komplex, dass es nicht mehr richtig angewendet werden konnte – und trotzdem blieben große Lücken.

Herbordt/Mohren: Die Lücke entspricht also dem unerwarteten Gast. Oder genauer: Die Erkenntnis der Lückenhaftigkeit des Regelentwurfes ist das, was bei aller Erwartbarkeit doch der unerwartete Gast bleibt ...

Towfigh: Das ist interessant, weil man den unerwarteten Gast trotzdem erwarten kann!

Herbordt/Mohren: Ja, man kann damit rechnen, dass irgendwann ein unerwarteter Gast auftaucht, man weiß nur nicht, was er mitbringt.

Towfigh: In der aktuelleren juristischen Diskussion ist man sich allerdings nicht einig, ob es überhaupt Ausnahmen gibt, ob die Ausnahme nicht sozusagen der Regel inhärent ist. Oder im Bild: Können wir, weil wir mit dem unerwarteten Gast rechnen können, nicht auch Regeln vorsehen, wie wir dann mit ihm umgehen? Wenn ich nun in die Nicht-Dauerhaftigkeit eurer Institution mal mehr reininterpretiere als nur die Zwänge der praktischen Durchführbarkeit, dann ist es doch auch eine besondere Qualität einer Institution, wenn sie ihr eigenes Ende, ihr eigenes Entbehrlichwerden mitdenkt.

Herbordt/Mohren: Weil so eine andere Antwort auf die initiale Fragestellung möglich bleibt.

Towfigh: Wobei man auch sagen muss: Natürlich verändert die Existenz eurer Institution auch etwas. Die Antwortmöglichkeiten, die vor „Die Institution“ existierten, existieren danach möglicherweise nicht mehr alle.

Herbordt/Mohren: Aber wird das nicht schon autoritär?

Towfigh: Ist das autoritär? Du kannst ja nicht meinen, dass du nichts veränderst. Denn wenn durch das eine Modell tatsächlich eine – positive oder negative – Einsicht gewonnen wird, dann schließt diese Einsicht doch andere Optionen aus. Als Analogie dazu fällt mir die Heisenberg'sche Unschärferelation ein, wo allein die Beobachtung schon das Ergebnis verändert. Deswegen glaube ich, unsere Institutionen, unsere Theorien hinter den Institutionen sind nie unschuldig: Schon durch unseren Blick auf die Welt, unser Modell scheiden eben gewisse institutionelle Ausprägungen aus und andere werden bevorzugt. Wenn man alles mit Rationaltheorie oder Spieltheorie betrachtet, dann verändert das unsere Antworten und unser Verhalten entsprechend. Aber wenn man dafür den Begriff „Autoritarität“ verwenden möchte, dann ist es wohl so, dass Wissen – oder Einsichten oder Wahrheit, wie immer man es nennt – etwas Autoritäres inne-wohnt.

Herbordt/Mohren: Umso wichtiger ist es doch, sich zumindest davon ein Bewusstsein zu schaffen. Weil das ja tatsächlich auch was verändert: Mit welchem Grad des Bewusstseins ich etwas tue, mag es auch unumstößlich sein, verändert ja, wie ich es tue.

Towfigh: Ja, absolut richtig!

JAM: Aber kann man eine solche Reflexionsebene in das Wesen einer Institution mit einbauen? Bleibt das nicht immer wenigstens teilweise eine moralische Verantwortung der handelnden Individuen?

Herbordt/Mohren: Da wäre es jetzt interessant, Pirkko Husemann (*siehe neue Mitglieder, Seite 24, die Red.*) zu hören, weil sie genau daran arbeitet, in bestehende Tanzinstitutionen diese Ebene der Reflexion der eigenen Geschichte und Verfasstheit zu integrieren. Und es gibt auch eine Reihe von Versuchen, das von Anfang an mit in Entwürfe von Institutionen zu integrieren. Ja, ich würde schon sagen, dass man das einbauen kann – es geht einfach um eine Ebene der Selbstreflexion, die Instrumente braucht. Das ist ja ein vorhersehbarer Vorgang, für einen Moment neben das eigene Tun zu treten und das vorausschauend zu reflektieren.

Towfigh: Das würde ich auch so sehen. Für mich sind Institutionen ja letztlich nur Regeln, und natürlich können Regeln vorsehen, dass man über die Regeln selbst nachdenkt. Und wenn man das umgangssprachliche Verständnis zugrunde legt und etwa den Staat betrachtet, dann gilt das auch: Es gibt etwa das Bundesverfassungsgericht als Hüter der Verfassung – das sind Instrumente, mit denen man versucht, sozusagen die Metaebene mit in den Blick zu rücken.

Herbordt/Mohren: Aus unserer Sicht führt das in der Konsequenz dazu, einen permanenten und auch wiederholten Neuanfang zu integrieren und zu programmieren. Innerhalb von „Die Institution“ gab es das in sehr konkreter und gegenständlicher Weise: Es waren die zwei Performer anwesend, die die ganze Zeit einem Regelwerk folgten – Spielregeln, die nicht auf eine darstellende Funktion abzielten, sondern auf diese kindliche Form des Spiels, etwas zu tun. Und eingebaut in dieses Spiel gab es alle 8 Minuten 31 Sekunden (*vgl. dazu Junge Akademie Magazin Nr. 14/2012, S. 26, d. Red.*) eine Unterbrechung: Die beiden treffen sich, schauen sich an und treffen über ein sehr differenziertes Regelsystem eine Entscheidung, die Auswirkungen auf den anderen hat. Es gibt also regelmäßig diesen Moment des Innehaltens, wo einer von den beiden einen Neuanfang setzt.

Towfigh: Zum programmierten Neuanfang fällt mir auch ein Beispiel aus dem Recht ein. Das Grundgesetz sieht in Artikel 146 vor, wie es seine Gültigkeit verliert: „Dieses Grundgesetz, das nach Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands für das gesamte deutsche Volk gilt, verliert seine Gültigkeit an dem Tage, an dem eine Verfassung in Kraft tritt, die von dem deutschen Volke in freier Entscheidung beschlossen worden ist.“ Es ist also durchaus möglich, dass eine Institution ihren eigenen Neuanfang vorhersieht und gewissen Regeln zu unterwerfen versucht. Bei erfolgreichen Institutionen gehört diese Offenheit für das Neue, diese Reflexion über die eigene Begrenztheit und Endlichkeit wohl einfach dazu.



Was ist Scheitern?

Antworten von Mitgliedern der Jungen Akademie

Scheitern ist positiv für jene, die damit umgehen verstehen.

Das Risiko des Scheiterns, den eigenen und auferlegten Erwartungen nicht genügen zu können, ist ein Motor des steten Strebens nach Fortschritt, Wissen und wirtschaftlicher Entwicklung. Erfolgreiches Scheitern muss aber vermutlich teilweise antrainiert werden, denn das Wiederaufstehen scheint gerade denen schwerzufallen, die von Herausforderungen unvorbereitet getroffen werden. Dies kann beispielhaft am Zusammenbruch der UdSSR veranschaulicht werden: Die plötzliche Auflösung staatlicher Institutionen als Garantien ökonomischer Sicherheit führte zur Verarmung und Verzweiflung der Bevölkerung, die wirtschaftliche Risiken nicht kannte. Umso erstaunlicher ist demnach die unternehmerische Eigeninitiative, mit der viele Menschen in den Nachfolgestaaten der UdSSR lernten, auf diese Neuerungen zu reagieren.

Alexander Danzer ist Juniorprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

In der empirischen Sozialforschung arbeiten wir oft mit Verhaltenshypothesen. Ich habe es bisher noch nicht erlebt, dass sich dabei eine Hypothese vollständig, eindeutig und unverändert bestätigt hätte. Scheitern wir jedes Mal? Schon. Aber was dieses **Scheitern** uns aufzeigt, die Differenz zwischen unserem Modell und dem, was wir in „der Wirklichkeit“ sehen oder zu sehen glauben, **weist uns den Weg zu vielen weiteren, besseren Fragen**, und letztlich zu einem adäquateren Verständnis. Natürlich wäre es ohne Scheitern schöner, einfacher. Aber das Gefühl, das Scheitern überwunden und der Krise etwas abgetrotzt zu haben, verschafft tiefe Befriedigung.

Emanuel Towfigh ist Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern in Bonn.

Scheitern ist eine Chance: eine Chance, es erneut anzugehen, erneut zu scheitern – besser zu scheitern, zuvor noch einmal tief durchzuatmen, sich ein Stück weit vom eigenen Perfektionismus zu verabschieden und sich selbst und seine Errungenschaften in der Gewissheit des erneuten Scheiterns nicht allzu ernst zu nehmen. Ganz im Sinne von Samuel Beckett: „Ever tried, ever failed, no matter. Try again. Fail again. Fail better.“

Sibylle Baumbach ist Juniorprofessorin am Department of English and Linguistics der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Scheitern per se ist nichts Schlimmes, sondern das ungewollte Ergebnis davon, etwas versucht zu haben. Wer nichts versucht, kann zwar nicht scheitern, kann aber auch nichts gewinnen. Eine der Lebensregeln des Dalai Lama lautet: „Wenn du verlierst, verliere nicht, was du daraus lernst.“ Aus Niederlagen wird man schließlich klug und man kann an ihnen wachsen. A propos: Wo steht

denn heuer der FC Bayern, der 2012 als Finalist der Champions League und Vizemeister so „kläglich gescheitert“ ist? Eben.

PD Dr. Daniel Chappell ist Anästhesiologe am Klinikum der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Scheitern ist Teil unseres Laboralltags. Dass Scheitern zum Forscheralltag gehört, erklärte mir mein damaliger Betreuer während der Masterarbeit: „Every twentieth reaction, you will get a result!“ Nicht gerade ermutigend, obgleich er das Ganze ja positiv ausdrückte. Trotz vielversprechender Ansätze zum gezielten Design neuer Reaktionen mit Hilfe von quantenchemischen Rechnungen führt bis heute kein Weg daran vorbei, dass die meisten neuen Reaktionen, die wir im Labor durchführen, nicht erfolgreich sind. Besonders bitter ist der Fall, der vermutlich jedem synthetischen Chemiker bekannt ist: Wenn eine Reaktion nur ein einziges Mal erfolgreich im Labor abläuft, das Ergebnis sich aber dann – aus welchen Gründen auch immer – nie wieder reproduzieren lässt.

Kann Scheitern trotzdem produktiv sein? In der Chemie haben Bestrebungen, das Wissen über gescheiterte Versuche und nicht-reproduzierbare Ergebnisse der wissenschaftlichen Gemeinschaft zugänglich zu machen, bisher wenig Beachtung gefunden. Dabei könnte es äußerst wertvolle Informationen liefern, die Gründe für das Scheitern einer chemischen Reaktion zu erforschen. Nur sind die vielen Faktoren, die zur Bildung eines gewünschten Reaktionsprodukts beitragen, nicht immer leicht zu analysieren. Herauszufinden, warum eine Reaktion nicht abläuft, ist meistens mindestens genauso aufwendig, wie den Erfolg einer anderen Reaktion zu ergründen. Somit ist es in den meisten Fällen einfach produktiver, eine neue Idee auszuprobieren, und die Gründe für den Misserfolg bleiben im Dunkeln.

Robert Wolf ist Professur für anorganische Chemie an der Universität Regensburg.



NEUE MITGLIEDER



ALEXANDER DANZER

Warum es zur Armutsbekämpfung nicht taugt, Hochzeitskorsos per Gesetz auf drei Autos zu begrenzen, weiß Alexander Danzer, Juniorprofessor für Volkswirtschaftslehre an der LMU München: In Tadschikistan hat er beobachtet, wie Brautpaare seither drei überdimensionale weiße Luxus-Limousinen als Statussymbol mieten – was ungefähr genauso lang und mindestens so teuer sein dürfte wie die traditionellen 30 bis 40 klapprigen Ladas. Die (Un-)Möglichkeiten von Sozialpolitik und das kreative Potential im ökonomischen Verhalten der Menschen erforscht Alexander Danzer gern vor Ort: Sein Weg führte in die Ukraine und nach Namibia, nach Berlin, Moskau und London. Wir sind gespannt auf ökonomisch-ethnologische Entdeckungsreisen.

TOBIAS ERB

Ihn fasziniert die unendliche Vielfalt der Natur. Er sucht und findet die große Bedeutung im Winzigen. Der Mikrobiologe und Biochemiker Tobias Erb entschlüsselt mit seiner Nachwuchsgruppe an der ETH Zürich Stoffwechselwege von Mikroorganismen. Er will die Funktion der kleinsten Bausteine des Lebens im globalen Kreislauf verstehen. Dafür ist er nach der Promotion selbst um den halben Globus gereist und hat zwei Jahre in den USA geforscht. Verstehen allein aber genügt ihm nicht: Im Labor kreiert er künstliche Stoffwechselwege, um biologische Systeme mit neuen Möglichkeiten zu schaffen. Wir freuen uns darauf, mit ihm natürliche Mechanismen durch die Kreativität des menschlichen Geistes herauszufordern.



LENA HENNINGSEN

„Chinesen plagieren alles“: Dieser These widerspricht Lena Henningsen in ihrer Dissertation deutlich. Dabei liegt ihr Produktpiraterie nahe, wollte sie als Kind doch immer Piratin werden. Aktuell beschäftigt sich die Juniorprofessorin für Sinologie in Freiburg lieber mit der chinesischen Literatur der 40er Jahre. Und mit Chinas Populärkultur. Dank ihr wissen wir: Der Erfolg der Kaffeekette Starbucks hat weniger mit dem Kaffee zu tun als mit einem Gefühl der Zugehörigkeit zum Westen – vor allem bei jüngeren, besserverdienenden Chinesen. Wir sind uns sicher, dass nicht nur die Kaffeepausen in der Jungen Akademie auf Gegenliebe stoßen, und freuen uns auf viele Diskussionen, in denen wir sicherlich nicht nur Chinesisch verstehen werden.

PIRKKO HUSEMANN

Ein Lagerraum voller Programmhefte, Plakate und DVDs zum Thema Tanz – und zwischen den Stapeln ragen zwei Füße in die Luft: Wenn hier jemand Kopfstand übt, kann es nur die Theaterwissenschaftlerin und Tanzdramaturgin Pirkko Husemann sein. Sie erforscht die jüngere Geschichte deutscher Tanzinstitutionen, speziell das Verhältnis von Tanz, Institution und Kritik. Forschung und Lehre in Hamburg, Köln und Berlin verbindet sie mit der Arbeit auf der Bühne als Tanzdramaturgin und -kuratorin sowie in ihrem künstlerischen Forschungsprojekt „Coexist“. Wir freuen uns über diese Idealbesetzung für die AG „Kunst als Forschung?“ und sind gespannt, ob sie uns eher auf den Kopf stellen oder zum Standardtanz auffordern wird.



TOBIAS KÜMMERLE

Der südamerikanische Chaco, der Kaukasus, die Tundra in Russland: In solch exotischen Regionen forscht Tobias Kümmerle. Als Stiftungsprofessor für Biogeographie und Naturschutzbiologie an der Humboldt-Universität untersucht er Globalisierung, Klimawandel und Landnutzung. Wenn er mal in Europa ist, macht er die Wälder und Seen Berlins unsicher oder renoviert sein Ferienhaus in Schweden. Wer jetzt meint: „Der hat nicht alle Platten im Schrank“, hat tatsächlich recht: Er sammelt Jazz- und Soul-Schallplatten und ist stets auf der Suche nach seltenen Schätzen. Wir werden ihm zeigen, dass auch die Junge Akademie eine Schatzkiste mit vielen Überraschungen ist, und freuen uns auf seinen Enthusiasmus und seine Energie.

TEXT DANIEL CHAPPELL, KATHARINA HEYDEN/REDAKTION



JAKOB MACKE

Es gibt Dinge, die wie ein Widerspruch in sich wirken: ehrliche Steuererklärungen, alkoholfreies Bier oder theoretische Neurowissenschaften. Mit letzterem beschäftigt sich Jakob Macke, Nachwuchsgruppenleiter am MPI für Biologische Kybernetik sowie am Bernstein Center for Computational Neuroscience in Tübingen. Seinem Mentor fiel er einst auf, weil er als jüngster Kongressteilnehmer die klügsten Fragen stellte. Heute fragt er, wie das Gehirn Informationen verarbeitet und Entscheidungen trifft. Dazu entwickelt er mit Neurobiologen, Psychologen, Physikern und Informatikern Modelle und Algorithmen zur Analyse neuronaler Prozesse. Wir hoffen, dass er auch uns helfen wird, chaotische interdisziplinäre Gedankengänge zu bündeln.

WOLFRAM PERNICE

Dass Männer im Innersten Kinder bleiben, wird an dieser Aussage deutlich: „Es ist wie mit Lego spielen, nur kleiner. Wir haben viele bunte Lichter drauf und hantieren ein bisschen mit Eis und Dampf.“ Das ist die Arbeitsbeschreibung von Wolfram Pernice, der sich als Leiter einer Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe am Karlsruher Institut für Technologie damit beschäftigt, Licht sowohl als Informationsträger als auch zur Energieübertragung einzusetzen. Seine breiten Schultern kommen allerdings wohl eher vom Rudern und Gärtnern als vom vielen Lichtschalter-Betätigen. Wir freuen uns auf ein Mitglied, das nicht nur zupacken und unser Boot geschickt durchs Wasser steuern kann, sondern uns hoffentlich in mancher Diskussion erleuchten wird.



MORITZ RENNER

Es gibt Leute, die wussten immer, wo sie hinwollen: Moritz Renners Karriere begann als Hiwi in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Als Jurastudent war er Erasmus-Stipendiat, wurde von Studienstiftung und DAAD gefördert und erhielt für seine Dissertation den deutschen Studienpreis – er ist eine Art FC Bayern München der Jungjuristen. Von seinem Wohnort Berlin pendelt er nach Bremen. Dort beschäftigt er sich als Lichtenberg-Professor mit transnationalen Konzernen und Krediten – womit wir wieder beim FC Bayern sind. Wie dieser hat die Junge Akademie den Anspruch, die Besten zu verpflichten. Wir freuen uns deshalb über unseren Neuzugang mit Fünfjahresvertrag ohne Ausstiegsklausel.

VIKTORIA TKACZYK

Graben, ausbuddeln, zusammensetzen – so forscht Viktoria Tkaczyk, Assistant Professor of Arts and New Media in Amsterdam und Dilthey-Fellow am MPI für Wissenschaftsgeschichte. Ihre Arbeit vergleicht die Theaterwissenschaftlerin mit der Archäologie: Anhand der Spuren vergangener Aufführungen untersucht sie, wie das Theater zum Umschlagplatz soziokultureller, wissenschaftlicher und medialer Entwicklungen wurde. Zudem will sie hoch hinaus: Sie hat sich mit der Theatralität und der Kulturgeschichte des Fliegens beschäftigt und übt sich selbst in dieser Kunst, wenn sie zwischen ihren Wirkungsstätten Amsterdam, Berlin, München, Madrid und Paris pendelt. Wir freuen uns auf gemeinsame Höhenflüge und Tiefenbohrungen in die Geschichte des europäischen Theaters.



HANS-JAKOB WÖRNER

Schnelligkeit kommt aus der Schweiz: Hans-Jakob Wörner entwickelt Verfahren, um mit Laserlichtblitzen die Bewegung von Elektronen in Molekülen abzubilden. Seine Forschung bedeutet einen Vorstoß in extrem kurze Zeitskalen und ermöglicht es, bisher unsichtbare Vorgänge in der Materie abzubilden. Rasant schnell war auch sein Weg zur (Assistenz-)Professur für physikalische Chemie, der ihn über Frankreich und Kanada zurück an die ETH Zürich führte. Auch in seiner Freizeit hat er sich der Schnelligkeit verschrieben und jagt per Rennrad durch die Berge. Wir sind gespannt auf Blitzlichter in Molekülen und unseren Köpfen – und darauf, ob wir vielleicht doch irgendetwas Entschleunigtes an ihm entdecken.

ALUMNI



SYLVIA CREMER

interessiert sich leidenschaftlich für das soziale Verhalten von Ameisen. Ihr interdisziplinäres „Antnet“-Projekt, das sie zusammen mit Fabian Theiß durchführt, stieß nicht nur bei den Mitgliedern der Jungen Akademie auf Begeisterung, sondern auch bei den Gutachtern des Fachmagazins „PLoS Biology“. Die Akademietätigkeit setzt Sylvia in Österreich fort, denn seit 2011 ist die Neu-Wienerin Mitglied der Jungen Kurie an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

KARIN DE BORST (GEB. HOFSTETTER)

Karins Forschungsobjekte sind Baustoffe und biologische Materialien. Die faszinierenden Eigenschaften ihres Lieblingsmaterials Holz brachte sie uns sehr passioniert und anschaulich näher. Darüber hinaus war Karin durch verschiedenste Aktivitäten eng mit unserer Akademie verbunden. Besonders hervorheben wollen wir ihre Arbeit am Junge Akademie Magazin, das sie als Redaktionsleiterin über lange Zeit prägte.



OLGA HOLTZ

wandelt zwischen den Kontinenten – zwischen Berlin und Berkeley, Analysis und Algebra, Drehbuch und Filmregie. Ihr erster Film „The Zahir“ beschäftigt sich mit den ausgesprochenen und unausgesprochenen Regeln und gesellschaftlichen Stereotypen der Wissenschaft – ein Thema für die gesamte Junge Akademie.

CHRISTIANE RITTER

Mit einem anderen Filmthema beschäftigt sich Christiane Ritter. Ihr wissenschaftliches Forschungsobjekt sind die Biofilme – oder exakter ausgedrückt: die „Struktur-Funktionsbeziehungen von funktionalen Amyloiden und anderen geordneten/funktionalen Aggregaten“. Das klingt kompliziert, doch nur, solange man Christiane nicht darüber vortragen hört. Ihre Beiträge zum Thema „Visualisierung“ bleiben uns in bester Erinnerung.



ULRIKE VON LUXBURG

Ulrike erforscht als Informatikerin das maschinelle Lernen und die künstliche Intelligenz. Aber nicht nur die Maschinen, auch wir Mitglieder haben enorm viel von Ulrike gelernt – in der AG Wissenschaftspolitik, durch die Lektüre des von ihr zusammen mit Klaus Oschema und Marc Helbling gestalteten „Kalenders der Ambivalenz“ und auch im Vorstand, den Ulrike ein Jahr lang bereicherte.

TEXT MAGDALENA NOWICKA, ROBERT WOLF



SIMONE SCHÜTZ-BOSBACH

Die Themen der Psychologin Simone Schütz-Bosbach sind die Körperwahrnehmung, das Körperbewusstsein und die Frage, inwiefern unser Körper das mentale Selbst konstituieren kann. Ihr mentales Selbst brachte Simone auch in unsere Akademie auf vielfältige Weise ein: so unter anderem im Projekt UniGestalten und als Organisatorin der Tagung „Körperbilder in Kunst und Wissenschaft“ der AG Klang(welten).

LÁSZLÓ SZÉKELYHIDI

Seine Spezialgebiete sind die Strömungsmechanik, partielle Differentialgleichungen, Quasikonvexität – und das Entzünden anregender wie kontroverser Plenumsdebatten zu Themen wie „Simulationen“, „Forschungsstrategien“ und „Hypes“ in der Wissenschaft“. Dass Mathematik nicht schwer verständlich sein muss, hat uns László immer wieder bewiesen: im Projekt „JA macht Schule“, als Organisator der Mitmach-Ausstellung „Experimentierwerkstatt Mathematik“ und auch als für Finanzen verantwortliches Mitglied des Vorstands. Unvergessen bleibt sein Mitgliedervortrag, bei dem er mit einem Fußball spielte und starre Flächen mit uns zusammenfaltete.



MATTHIAS WARSTAT

erforscht Formen angewandten Theaters. In der Jungen Akademie warf er sich für das Regietheater in die Bresche, bewältigte erfolgreich angeregte Diskussionen in der AG Klangwelten und prägte den Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft. Anwendung fand er für sein Wissen und Können als Sprecher der AG Kunst als Forschung? und beim Salon „Kunst und Wissenschaft“.

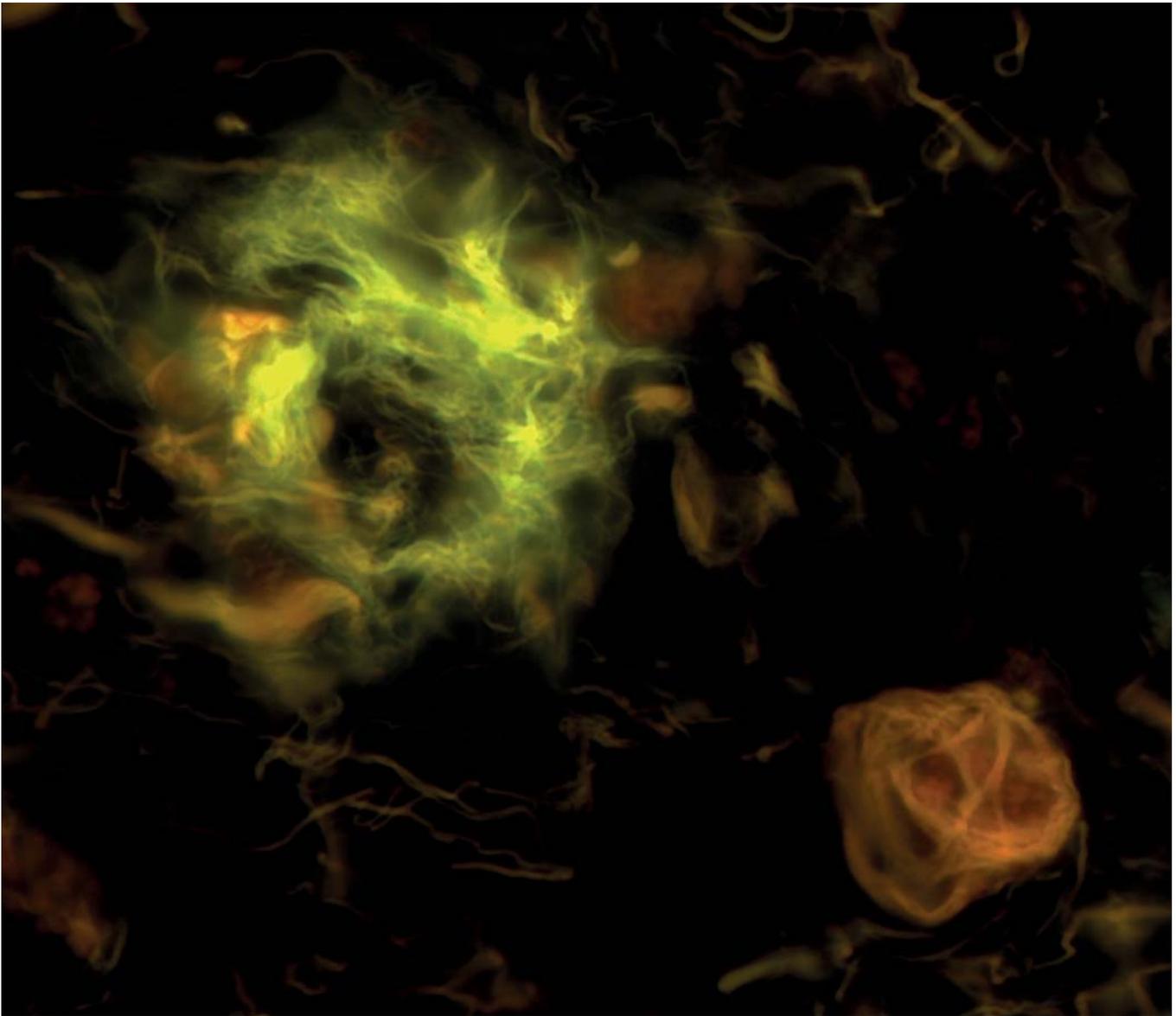
ANNA WIENHARD

Annas Spezialgebiete, die sie während ihrer Zeit in der Jungen Akademie in Princeton und Heidelberg bearbeitete, sind Geometrie und Topologie, Symmetrische Räume, Starrheitsfragen und Beschränkte Kohomologie. Allerdings sind ihre Interessen keineswegs auf diese Themen beschränkt: Die studierte Mathematikerin und evangelische Theologin engagiert sich gerne an der Schnittstelle von Mathematik und Kunst.



MARTIN WILMKING

entwickelte ein Lernspiel zu den Möglichkeiten und Grenzen des nachhaltigen Umgangs mit Energie, das auf der MS Wissenschaft durch Deutschland tourte. Als Junge-Akademie-Mitglied sparte Martin jedoch keineswegs mit Energie. Der Landschaftsökologe bereicherte unsere Arbeit als Mitglied und Sprecher des Vorstands, beim Projekt UniGestalten und als Sprecher der AG Nachhaltigkeit. Neben seinen vielfältigen Aktivitäten werden wir seine Reiselust in Erinnerung behalten – und seine praktischen Tipps, wie man sich am effektivsten vor Bären in Alaska schützt.



1. PREIS (1.500 EURO): ROZALYN SIMON, DOKTORANDIN AN DER UNIVERSITÄT LINKÖPING (SCHWEDEN)

STERBENDE ERINNERUNGEN: SIEHT SO VERGESSEN AUS?

„Dies ist Hirngewebe eines Alzheimer-Patienten. Mittels ein und desselben Verfahrens können wir visualisieren, wie Beta-Amyloid-Plaques und Neurofibrillenbündel aus Tau-Protein zusammenwirken. Die Erforschung dieser biologischen Korrelate von Neuronenverlust und Alzheimer-Symptomatik versetzt mich mitten in ein Spannungsfeld: Auf der einen Seite steht die Wirklichkeit meiner Forschung, auf der anderen die Fantasie, die sterbenden Erinnerungen und Gehirnzellen derer wiederzubeleben, die letztlich alles verloren haben, sogar sich selbst. Sieht so Vergessen aus?“

VERZAUBERT – GEBANNT – VERHEXT?

Faszination der Wissenschaft in Bilder verpackt: Die Sieger des Fotowettbewerbs „Visions and Images of Fascination“ sind gekürt

TEXT SIBYLLE BAUMBACH | ÜBERSETZUNG BILDTEXTE ULRICH PONTES

„I'd like to put in a vote for the intrinsic fascination of science.“

Joshua Lederberg

Kein Zweifel: Forschung fasziniert. Sie hält uns gebannt, raubt uns gelegentlich die Sinne für die alltäglichen Dinge des Lebens und lässt uns in Laboren, Archiven oder auch in den eigenen vier Wänden in Welten eintauchen, die für Außenstehende nicht nur fremd, sondern oft auch unzugänglich erscheinen. Wenngleich der Begriff Faszination heutzutage nur noch selten mit seinen etymologischen Ursprüngen, die im Bereich der (schwarzen) Magie (*fascinare* – verzaubern, behexen) liegen, in Verbindung gebracht wird, scheint die Forschung doch immer auch etwas Magisches an sich zu haben.

Worin jedoch liegt diese Magie, die einerseits verzaubert, andererseits aber auch Gefahren mit sich bringt, begründet? In der Anziehungskraft des Unbekannten, des Anderen und Verborgenen; in Reiz und Risiko, die das Beschreiten neuer Pfade in bislang noch obskure Territorien mit sich bringt? Oder ist es, wie W. B. Yeats es beschreibt, die Faszination dessen, was schwierig ist („the fascination of what's difficult“), die Wissenschaftler in ihrer Forschung antreibt?

Die Faszination eigener Forschungsprojekte in Worte zu fassen ist keine einfache Aufgabe. Sie zu visualisieren ist allerdings noch eine weit größere Herausforderung, der sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Rahmen des internationalen Fotowettbewerbs „Visions and Images of Fascination: Humanities and Sciences Visualised“ gestellt haben. Ausgerichtet wurde der Wettbewerb von der Jungen Akademie in Kooperation mit

den jungen Akademien der Niederlande (*De Jonge Akademie*), Russlands (*Council of Young Scientists of the Russian Academy of Sciences*), Schottlands (*RSE Young Academy of Scotland*) und Schwedens (*Sveriges Unga Akademi*).

So hehr das Ziel, so überwältigend war die Resonanz: Aus den beteiligten Ländern wurden über 500 Bilder eingereicht, die alle unter www.imagesoffascination.net ausgestellt sind. Sie geben Einblick in aktuelle Forschungsprojekte, indem sie versuchen, deren Reiz zu visualisieren und auf diese Weise der breiteren Öffentlichkeit nahezubringen. Bei dem zweistufigen Auswahlverfahren wurde zunächst von den beteiligten jungen Akademien eine Vorauswahl getroffen. Auf deren Grundlage identifizierte eine interdisziplinäre und internationale Jury, die aus Vertretern der Akademien sowie zwei externen Expertinnen bestand, die zehn Gewinnerfotos. Dies war alles andere als eine leichte Aufgabe, zumal das Konzept „Faszination“ selbst sich einer Definition zu entziehen scheint.

Faszination ist eine ästhetische Kategorie, die nicht gleichzusetzen ist mit dem Erlebnis überwältigender Schönheit. Faszination verzaubert, indem sie ihre Betrachter in einer Spannung zwischen unwiderstehlichen Reizen und Risiken festhält, eine gewisse Distanzierung verlangt, diese jedoch letztlich nicht zulässt. Was fasziniert, bewahrt etwas Geheimnisvolles, Magisches, Unergründliches: Es kann unbekannt, unbequem oder unerreichbar sein und wird so zum Blickfang. Mit einem Blick allein ist es nicht zu begreifen: Es erfordert den zweiten oder dritten Blick und zieht so den Betrachter in seinen Bann.

Die zehn Gewinnerfotos erfüllen dieses Kriterium. Einige fokussieren sich auf Forschungsobjekte, andere auf -instrumente,

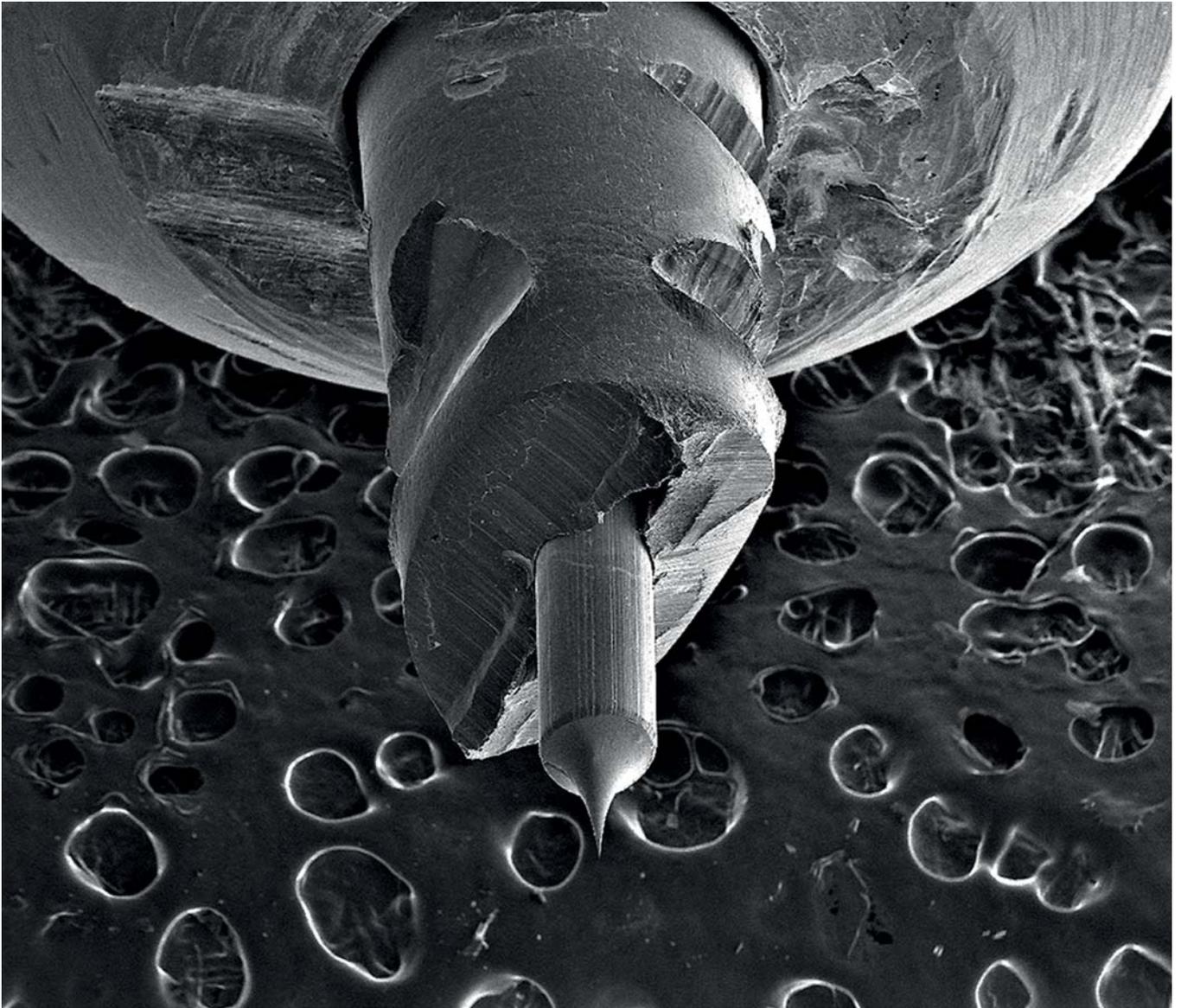
manche verfremden diese für Experten des jeweiligen Gebiets vertrauten Gegenstände. Allen aber gelingt es, die Faszination, die intrinsischen Reize und Risiken der Wissenschaft zu visualisieren und auch über den Erstkontakt mit dem Bild hinaus zu erhalten. Sie geben nicht nur Einblick in aktuelle Forschungsprojekte, sondern regen an zur weiteren Auseinandersetzung mit

den unterschiedlichen Disziplinen, zum Eintauchen in fremde Welten der Forschung, wenigstens für einen Moment, und zur Erwidern des Blicks, der aus dem Bild heraus Betrachter für die Wissenschaft einzunehmen versucht – ein Blick, der kein böser ist, sondern ein verführerischer, der den Zauber und den Reiz der Forschung transportiert.



2. PREIS (1.000 EURO): DOMINIC AKYEL, WISSENSCHAFTLICHER MITARBEITER AM MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN (KÖLN)
SCHATTENGESELLSCHAFT

„Menschen warten an einem Bahnhof und werfen Schatten auf die Mauer hinter den Schienen. Für mich ist dieses Bild eine perfekte Allegorie für die bemerkenswerte Diskrepanz zwischen dem, wie einzelne Menschen die Gesellschaft wahrnehmen, und ihrem tatsächlichen Zustand. Wie bei den Silhouetten auf dem Bild handelt es sich auch bei unseren Vorstellungen von Gesellschaft um Projektionen unserer eigenen Konditionierung, die die Komplexität der Phänomene verschleiern. Ich hege die entfernte Hoffnung, auf diese Diskrepanz aufmerksam machen zu können – das ist die wichtigste Inspirationsquelle für meine Arbeit.“



3. PREIS (500 EURO): OLOF PERSSON, DOKTORAND AN DER UNIVERSITÄT LUND (SCHWEDEN)

MIKROSKOP-SPITZE, DARGESTELLT MIT EINEM ANDEREN MIKROSKOP

„Um Oberflächen und ihre atomare Struktur darzustellen, kann man atomgroße, scharfe Spitzen einsetzen. Bei der Herstellung solcher Spitzen ist schwer festzustellen, ob man erfolgreich war: Wenn sie scharf genug sind, werden die Spitzen für Lichtmikroskope unsichtbar. Nicht einmal mit einem Rasterelektronenmikroskop kann die Schärfe dieser Spitze aufgelöst werden. Sie ist so scharf, dass man damit problemlos in ein Bakterium stechen könnte.“



**CHRISTIANE BIRR, MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE RECHTS-
GESCHICHTE (FRANKFURT AM MAIN): FOLIO**

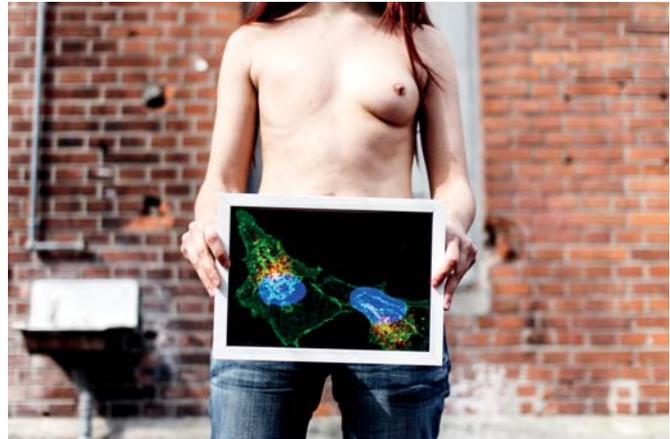
„Mein Arbeitsfeld ist die Rechtsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Als ich zum ersten Mal ein Buch aus dieser Zeit aufschlug, hat mich das süchtig gemacht: Es löste gleichzeitig Ungläubigkeit („Das ist so uralt!“), Begeisterung („Aber ich halte es hier in der Hand!“), Ehrfurcht („Alles auf Latein!“) und Verwunderung („Aber ich kann es verstehen!“) aus. Es ist ein sinnliches Vergnügen, mit diesen Büchern umzugehen, und ein intellektueller Genuss, mit ihren Autoren in Dialog zu treten und so die Distanz der Jahrhunderte mit unseren Fragen und Argumenten zu überbrücken.“

<

**REGINA BLEUL, BUNDESANSTALT FÜR MATERIALFORSCHUNG UND -PRÜ-
FUNG (BERLIN): SCIENCE FOR LIFE**

„Krebs ist eine schreckliche Krankheit – angsteinflößend und unkalkulierbar. Immer noch sterben viele Menschen daran. Krebszellen sind schwierig zu bekämpfen, wenn man kein gesundes Gewebe zerstören will. Nanotechnologie könnte eine Chance sein, den Kampf zu gewinnen. In der Nanotechnologie zu arbeiten, heißt, im Trüben zu fischen, nicht zu sehen, was man tut ... Nach Monaten oder gar Jahren harter Arbeit so ein (schönes) Bild von dem zu erhalten, was man tatsächlich getan hat, macht den Erfolg sichtbar: Nanotransporter im Inneren von Krebszellen.“

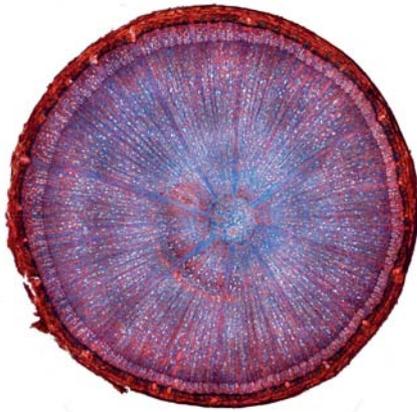
>



**THOMAS ENDELIN, UNIVERSITÄT GLASGOW (SCHOTTLAND): BIOMETRICS OF
FROG ADHESIVE TOE PADS**

„Laubfrösche haben Haftballen an den Finger- und Zehenspitzen, mit denen sie glatte Flächen emporklettern können. Die Ballenoberfläche besitzt eine Struktur mit einzelnen Zellen und Zwischenräumen, die nicht nur ähnlich aussieht wie ein Reifenprofil, sondern sehr wahrscheinlich demselben Zweck dient: Wasser aus dem Kontaktbereich ablaufen zu lassen, um engen Kontakt mit der Unterlage zu ermöglichen. Meine Forschung zu Struktur und Funktion der Haftballen könnte Anregungen für die Entwicklung künstlicher Klebstoffe liefern, die auch auf nassen Flächen haften.“

<



**HERWIG HAUSER/ANDREAS MATT, MATHEMATISCHES FORSCHUNGS-
INSTITUT OBERWOLFACH: THIS IS NOT A LEMON**

„In ‚Dies ist keine Zitrone‘ treffen die konkrete Visualisierung mathematischer Objekte und vorgestellte Wirklichkeit aufeinander. Die Gleichung definiert alle Punkte im Raum, die auf der algebraischen Oberfläche liegen. An algebraischer Geometrie fasziniert, dass Gleichungen sichtbar und Formeln zu Formen werden. Unser Projekt ‚Imaginary‘ dreht sich darum, wie solche Verbindungen für interaktive Mathematik, in Mathematikunterricht und -kommunikation genutzt werden können. Es ist eine neue Art, Bilder zu machen: in der abstrakten Welt der Mathematik.“

>

MARTIN HALLINGER, UNIVERSITÄT GREIFSWALD: TRANSLUCENT TREE

„Dünne Schnitte von Baum- oder Buschholz lassen morphologische Strukturen wie die Zellgröße und die Ränder von Jahresringen erkennen. Die Messung dieser Eigenschaften liefert vielfältige Informationen über morphologische und anatomische Prozesse, Holzbildung und klimatische Einflüsse aufs Busch- oder Baumwachstum. Für mich zeigt ein Bild wie dieses die ungeheure Schönheit von Gebilden, die dem menschlichen Auge normalerweise verborgen bleiben und mitunter an vielfarbige Kirchenfenster erinnern.“

<



Zitrus $x^2 + z^2 = y^3(1-y)^3$



**VLADIMIR NIKOLAEVICH SIMONENKO, INSTITUT FÜR CHEMISCHE KINETIK
UND VERBRENNUNG, NOVOSIBIRSK (RUSSLAND): GEHEIMNISSE DER
VERBRENNUNG**

„Das Foto zeigt den Moment, in dem ein spezielles hochenergetisches Stoffgemisch mit Aluminiumpulver verbrennt. Aus den Verbrennungsprozessen verschiedener Metalle in hocheinertischen Stoffen ergibt sich eine große Vielfalt schöner Bilder, die sowohl Forscher als auch normale Betrachter faszinieren. Dieses Bild wurde mit kurzer Verschlusszeit aufgenommen, um den Moment „einzufrieren“ und um die Prozesse der Agglomeration, Zündung und Verbrennung des Metalls zu untersuchen. So wurde mein Hobby für die Forschung fruchtbar.“

>

**PETER JAN MARGRY, KÖNIGLICH-NIEDERLÄNDISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN (AMSTERDAM). PURIFICATION**

„Für Ethnologen ist Feldforschung im Bereich der Religion faszinierend. Sie kann darin bestehen, einen jungen Mann zu interviewen, der im Dress eines mittelalterlichen Jakobsweg-Pilgers eine ‚esoterische‘ Reise macht, um bei Sonnenuntergang am Ende der Welt anzukommen, in Finisterre (am spanischen Atlantikufer). Oder man beobachtet einen befreundeten Kollgen, der sich auf eine riskante ‚limpia‘ einlässt, um herauszufinden, wie ein solche illegale rituelle Reinigung im Hinterhof eines „Botánica“-Ladens in LA tatsächlich durchgeführt wird.“

<



DIE GRENZEN INDIVIDUELLER FREIHEIT

Darf die Gemeinschaft den Einzelnen bevormunden, wenn öffentliche Güter bedroht sind? Die AG Ethik in der Praxis suchte nach Antworten

TEXT WOLFGANG GAISSMAIER UND FLORIAN STEGER

Damit Menschen miteinander leben können, bedarf es Regeln. Kaum jemand würde bestreiten, dass die eigene Entscheidungsfreiheit dort endet, wo andere zu Schaden kommen. Doch in einer zunehmend individualistischen Gesellschaft besteht vielfach keine Einigkeit mehr darüber, welcher Schaden welches Gewicht bekommen soll.

Diese Uneinigkeit äußert sich besonders heftig beim Aufeinanderprallen religiöser und nicht-religiöser Weltanschauungen, aber auch überall dort, wo individueller Nutzen und Allgemeinwohl einander entgegenstehen: Darf man etwa Impfungen vorschreiben? Sollen Eltern entscheiden dürfen, dass ihre Söhne beschnitten werden? Kann man Menschen zu einer umweltschonenden Lebensweise verpflichten?

Auch Experten können irren

Wie sollte eine pluralistische Gesellschaft in Fällen wie diesen klug zwischen individueller Entscheidungsfreiheit und Bevormundung im Sinn der Gemeinschaft abwägen, und was kann Wissenschaft dazu beitragen? Darum ging es Mitte Juni bei dem interdisziplinären Workshop „Bedroht Entscheidungsfreiheit Gesundheit und Nachhaltigkeit? Zwischen notwendigen Grenzen und Bevormundung“, zu dem die Arbeitsgruppe Ethik in der Praxis Mitte Juni in das Wissenschaftsforum Berlin eingeladen hatte. Wissenschaftler aus den Bereichen Psychologie, Medizin und Philosophie von Freiburg über Erfurt und München bis Berlin folgten dem Aufruf, das Spannungsfeld zwischen Freiheit, Verantwortung und Bevormundung zu diskutieren.

Zunächst arbeiteten Beitragende aus der Psychologie heraus, dass es trotz aller Fehlschlüsse möglich und nötig ist, Menschen zu gut informierten eigenen Entscheidungen zu befähigen, da

auch Experten irren und darüber hinaus andere Interessen und Präferenzen haben können.

Problematisch wird die individuelle Entscheidungsfreiheit aber dann, wenn sie öffentliche Güter wie den Schutz vor Infektionskrankheiten (im Fall von Impfentscheidungen) oder natürliche Ressourcen (im Fall des Umweltverhaltens) bedroht, die individuellen Verzicht erfordern. Dies im Einklang mit Selbstbestimmung zu erreichen, bleibt eine ethische Herausforderung; Wissenschaft kann hier nur informieren.

Medizinethiker betonten in ihren Beiträgen, dass Handlungssicherheit in der Medizin meist nur Rechtssicherheit meint. Diese bietet aber nur den normativen Rahmen, den der Gesetzgeber für möglich erachtet, und ersetzt nicht den ethischen Handlungsrahmen. Häufig stellt sich der Rechtsrahmen als in der Praxis interpretierbar heraus und verhilft damit de facto zu weniger Handlungssicherheit, als er prima facie verspricht: Er sollte zwar berücksichtigt werden, kann aber individuelle Entscheidungen nicht vorgeben. Insofern bleibt ein ethischer Abwägungsprozess in der Medizin täglich geboten.

Ethische Landkarten zur Orientierung im Dissens

Wie schließlich die Beiträge aus der Technik- und angewandten Ethik deutlich machten, ist eher nicht zu erwarten, dass wissenschaftliche Ethik Konflikte tatsächlich beilegen kann. Jedoch ist sie zentral, um die Ursachen der Gegensätze sowie Alternativen herauszuarbeiten. Ähnlich wie ein Kartograph kann Ethik Landkarten entwickeln, die Orientierung über Ziele und alternative Lösungswege vermitteln. Ethik hat somit eine gesellschaftsberatende Funktion: Es geht um die öffentliche Kommunikation eines gesellschaftlichen Dissenses.





Pluralismus und Gemeinschaftsgüter: Darf die Freiheit des Einzelnen eingeschränkt werden, wenn es um das Wohl aller geht?

SCHÜLER ALS RISIKOFORSCHER

Initiative der Jungen Akademie ermöglicht einem Leipziger Team einen spielerischen Einstieg in die mathematische Wissenschaft

TEXT ULRICH PONTES



László Székelyhidi ...



... und die forschenden Schüler ...



... lockten mit ihrem Projekt viele Zuhörer an.

Schon vor dem Abi Uni-Luft schnuppern, ein kleines Forschungsprojekt durchziehen und schließlich in einem Hörsaal die Ergebnisse präsentieren: Diese Erfahrung machten drei Schüler in Leipzig dank einer Initiative der Jungen Akademie. „Volles Risiko: eine mathematische Analyse des Risikospiels“ war der Vortrag betitelt, den das Schülerteam im Rahmen des diesjährigen „Tags der offenen Hochschultür“ der Universität Leipzig vor rund 100 Zuhörern hielt.

Der Präsentation voraus gingen vier Treffen der Schüler mit László Székelyhidi, Mathematikprofessor an der Universität Leipzig und Mitglied der Jungen Akademie. Während und zwischen diesen Begegnungen arbeitete die Projektgruppe daran, „Risiko“, das Brettspiel um militärische Vorherrschaft, mathematisch in

den Griff zu bekommen und die beste Strategie zu identifizieren. „Das Problem ist durchaus nicht trivial“, sagt Székelyhidi. „Es gibt keine schöne einfache Antwort, keine definitiv sichere Strategie.“ Allerdings habe sich beweisen lassen, dass die Intuition der Schüler ziemlich genau den Wahrscheinlichkeitsanalysen entsprach: Je nach Ausgangssituation ist es ratsam, die Gegner gleich zu attackieren oder aber sich zunächst zurückzuhalten und in Ruhe seine Armeen aufzubauen. Initiativen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft zu fördern, ist eines der Ziele der Jungen Akademie – wie das konkret werden kann, zeigt beispielhaft das Kooperationsprojekt in Leipzig. Die Vorgeschichte beginnt bereits zwei Jahre zuvor: 2011 waren, ebenfalls auf László Székelyhidis Initiative hin, unter dem Motto „Junge Akademie macht

Schule“ Schüler aus verschiedenen Städten mit Mitgliedern der Jungen Akademie zu einem interdisziplinären Symposium zum Thema Energie zusammengeskommen (siehe *Junge Akademie Magazin* 13, 2011). Für die Fortsetzung zum Thema Risiko erklärten sich nun einige Akademiemitglieder bereit, vor Ort und jeweils zu ihrer eigenen Disziplin passend kleine Forschungsprojekte mit Schülerteams zu organisieren.

Wie geplant aufgegangen ist das Konzept nur in Leipzig – an den anderen beteiligten Orten kam es bestenfalls zu einmaligen Institutsbesuchen von Schülern. „Die Eingangshürde war sehr hoch“, sagt László Székelyhidi. Gefordert war eine schriftliche Bewerbung des Teams mit Lebensläufen und einer Projektskizze: „Das ist für Schüler schon sehr ungewohnt, sich

eine eigene Aufgabenstellung auszudenken, bei der nicht einmal klar ist, ob es eine Lösung gibt.“ Noch hinzu komme wohl die Angst vor Überlastung, sagt der Professor: „Gute Noten sind das A und O – die Möglichkeit, Forschung zu schnupern, wird ganz klar als nachrangig gesehen.“ Aber auch das Angebot unter Schülern überhaupt bekannt zu machen, erwies sich als schwieriger als gedacht: „Obwohl wir ja gerade nicht in den Schulbetrieb eingreifen, sondern ein völlig komplementäres Angebot schaffen wollten, kam von vielen Schulen sinngemäß die Rückmeldung: Lasst uns in Ruhe“, erzählt der Projektinitiator etwas ratlos. Zwei Mathematiklehrer, die das Leipziger „Risiko“-Team beim ersten Treffen begleiteten, seien dagegen ganz begeistert gewesen.

Auch László Székelyhidi selbst zieht für sich ein eindeutig positives Fazit: „Ich fand es interessant, es hat Spaß gemacht und es hat kaum Geld gekostet.“ Und für die drei Schüler könnte – wenn sie es schaffen, sich noch mal etwas Zeit zu nehmen – aus dem Risiko-Projekt ein dauerhaft vorzeigbarer Gewinn erwachsen: Székelyhidi zufolge können ihre Ergebnisse sogar in einer mathematischen Fachzeitschrift publiziert werden. 



EINE GANZ JUNGE AKADEMIE

Blick ins Ausland: Die *Jonge Academie* in Belgien (Flandern) plant erste Projekte von Fundraising bis Wissenschaftspolitik

TEXT SOPHIE DEJAEGHER | ÜBERSETZUNG MANUEL TRÖSTER



Der Sitz der Königlich Flämischen Akademie für Wissenschaften und Künste

Die *Jonge Academie*, also die Junge Akademie Belgiens (Flandern), nahm am 29. März 2013 offiziell ihre Arbeit auf. Nur wenige Monate zuvor war sie von der Königlich Flämischen Akademie für Wissenschaften und Künste und der Königlich Akademie für Niederländische Sprach- und Literaturwissenschaften gegründet worden. Sie ist also in vielerlei Hinsicht eine ‚junge‘ Akademie, aber mit klaren Vorstellungen, welche Richtung sie einschlagen und was sie erreichen möchte.

Der Akademie gehören 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an, die teils als Postdocs arbeiten, teils eine Tenure-Track-Stelle oder bereits eine Professur innehaben und alle vor drei bis zehn Jahren promoviert haben. „Es ist genau diese Mischung, die uns den notwendigen Hintergrund für unsere Aufgaben im akademischen Bereich gibt“, sagt Jorgen D’Hondt, der Präsident der Jungen Akademie Belgiens (Flandern), „nämlich die Möglichkeiten junger Forscher am Anfang ihrer Karriere zu verbessern sowie Projekte und Publikationen zu allen Aspekten des Wissenschaftsberufs zu organisieren, sowohl für Akademiker als auch für Nichtakademiker.“

„Seit unserer feierlichen Eröffnung haben wir uns bei verschiedenen Interessengruppen in Flandern vorgestellt“, erzählt Tina Kyndt, Sprecherin der *Jonge Academie* für Wissenschaftspolitik, „und sie umgekehrt eingeladen, uns über ihre Arbeitsweise und Informationsbedürfnisse Auskunft zu geben. Enorm ermutigend ist, dass sie uns zuhören, sich Notizen zu unseren Vorschlägen machen und uns bitten, ihnen Berichte über unsere Diskussionen und Ergebnisse zu schicken – genau wie wir es uns erhofft haben.“

Neben Wissenschaftspolitik wird die *Jonge Academie* auch auf

dem Feld der interdisziplinären Forschung arbeiten – ein gern gebrauchtes Schlagwort, das viele Fragen aufwirft und zu dem eine Debatte unter Nachwuchswissenschaftlern von großer Bedeutung sein könnte. Die Sprecherin für interdisziplinäre Forschung, Liesbet Geris, wird ein erstes Projekt in diesem Bereich in Angriff nehmen.

Professionelles Kommunikationstraining

Ein dritter Bereich ist die Wissenschaftskommunikation. Violet Soen, die zuständige Sprecherin, betont die Bedeutung von Initiativen, die sich an ein breites Publikum richten – auch als Gegenleistung für die Unterstützung seitens der Regierung. „Wenn wir unseren Mitgliedern die Möglichkeit zu professionellem Kommunikations- und Schreibtraining bieten, ist dies der erste Schritt zu künftigen Projekten und Publikationen“, sagt Soen und ergänzt: „Von Zeit zu Zeit wollen wir uns an bestehenden Initiativen von Universitäten, nationalen Instituten usw. beteiligen, aber nicht, ohne darüber nachzudenken, wie man solche Initiativen verbessern könnte oder welche Rahmenbedingungen sie möglicherweise erfordern.“

Über die genannten Ziele hinaus möchte die Junge Akademie Belgiens (Flandern) sich auch international engagieren. Noël Salazar, Sprecher für internationale Beziehungen, informiert die Mitglieder über Fragen, die im Ausland diskutiert werden, und verfolgt Entwicklungen in Bereichen wie Mobilität oder Open Access. Koen Brosens hält die Mitglieder über Vollversammlung und Arbeitsgruppen der Global Young Academy auf dem Laufenden, der er selbst auch angehört.

Neben dem Vorstand, bestehend aus dem Präsidenten und den Sprechern der Arbeitsgruppen, gibt es einige spezifische Projekt-



gruppen, die sich mit Themen wie Statuten und Finanzierung beschäftigen. Da die *Jonge Academie* derzeit auf Fördermittel der Nationalen Lotterie angewiesen ist, muss sie versuchen, für künftige Vorhaben und Verwaltungsunterstützung weitere Geldquellen aufzutun. Alle Mitglieder arbeiten jedenfalls mit großer Zuversicht und Begeisterung daran, im akademischen Betrieb etwas zu bewegen. ✿

KONTAKT

sophie.dejaegher@jongeacademie.be
www.jongeacademie.be

PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN

SYLVIA CREMER | WALTHER ARNDT PREIS DER DEUTSCHEN ZOOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

Für ihre Habilitation über die soziale Immunität bei Ameisen hat Sylvia Cremer den Walther-Arndt-Forschungspreis der Deutschen Zoologischen Gesellschaft zuerkannt bekommen. Sie darf sich über ein Preisgeld von 5.000 Euro freuen.

SVEN DIEDERICHS | HELLA-BÜHLER-PREIS

Der für besondere wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Krebsforschung vergebene Hella-Bühler-Preis geht 2013 an Sven Diederichs. Mit den 100.000 Euro Preisgeld kann der am Deutschen Krebsforschungszentrum und der Universitätsklinik Heidelberg arbeitende Biochemiker seine Forschung zur Rolle von nicht-proteincodierenden RNA-Molekülen bei Lungen-, Leber- und Brustkrebs vorantreiben.

TOBIAS ERB | PILOTPROJEKT-FÖRDERUNG DER GEBERT-RÜF-STIFTUNG

Mit dem Projekt „Designing Novel Catalysts for CO₂-Fixation“, mit dem er neue Ansätze zur biologisch katalysierten CO₂-Fixierung verfolgen möchte, hat sich Tobias Erb erfolgreich bei der Schweizerischen Gebert-Rüf-Stiftung beworben: Das Vorhaben wird als „Pilotprojekt“ in den nächsten drei Jahren mit 205.000 Schweizer Franken gefördert. Mit ihren Pilotprojekten unterstützt die Stiftung besonders innovative und vielversprechende Forschung mit Leuchtturmcharakter.

WOLFGANG GAISSMAIER | RISING STARS

Jährlich kürt das Magazin „Observer“, herausgegeben von der internationalen Association for Psychological Science (APS), besonders vielversprechende Nachwuchsforscher zu „Rising Stars“ der Psychologie – Wissenschaftlern, denen man zutraut, ihr Fach zu prägen und weiterzuentwickeln. Einer der aufgehenden Psychologen-Sterne 2013 ist Wolfgang Gaissmaier.

HERBORDT/MOHREN | STUTTGARTER TANZ- UND THEATERPREIS

In der Kategorie Schauspiel/Performance hat das Künstlerduo Bernhard Herboldt und Melanie Mohren für „Das Stueck (Intervention)“ den mit 6.000 Euro dotierten Stuttgarter Tanz- und Theaterpreis gewonnen. Die Jury schreibt über die ungewöhnliche Performance, bei der das Publikum selbst auf der Bühne Teil der Handlung wird: „Während wir im ‚Stueck‘ blättern und dabei den Klängen, Informationen und Handlungsvorschlägen auf unseren Kopfhörern lauschen, gerät das Jahrtausende alte Kulturphänomen ‚Theater‘ auf rätselhafte Weise in Bewegung, verflüchtigt sich zwischen und inmitten all der Anwesenden, um sich zugleich, wie eine Ahnung, erneut, vielleicht aber auch zum allerersten Mal, zu etablieren, einzustellen, uns zuzugesellen.“

HERBORDT/MOHREN | KONZEPTIONSFÖRDERUNG DES FONDS DARSTELLENDEN KÜNSTE E. V.

Für den von 2013 bis 2015 geplanten Projektzyklus „Die Institution – Das Publikum – Das Theater“ erhält das derzeit in Stuttgart lebende Künstlerduo die Spitzenförderung des Bundes – eine dreijährige Konzeptionsförderung in Höhe von jährlich 25.000 Euro.

LISA KALTENEGGER | FÖRDERUNG DURCH DIE SIMONS FOUNDATION

Die Astrophysikerin Lisa Kaltenegger, die in Heidelberg und Harvard die Eigenschaften von Planeten außerhalb unseres Sonnensystems untersucht, ist in ein Programm der Simons Foundation zur Erforschung der Ursprünge des Lebens aufgenommen worden. Damit verbunden sind Fördermittel in Höhe von einer Million Dollar.

ANNA WIENHARD | SLOAN FELLOWSHIP

Für „herausragende Leistungen und ein einzigartiges Potenzial, Substanzielles zu ihrem Bereich beizutragen“ verleiht die Alfred P. Sloan Foundation Fellowships an vielversprechende junge Grundlagenforscher, die mit 50.000 Dollar dotiert sind. 2013 gehört die Mathematikerin Anna Wienhard (Heidelberg) zu den Geförderten.



TERMINE 2013

Rückblick	27. Mai	<p>„Performing Institutions #1“ Werkstattgespräche und Podiumsdiskussion – unter anderem mit Herbor dt/Mohren und Pirkko Husemann <i>Sophiensaele, Berlin</i></p>
	14. bis 15. Juni	<p>„Bedroht Entscheidungsfreiheit Gesundheit und Nachhaltigkeit?“ Workshop der AG Ethik in der Praxis – siehe Bericht auf Seite 34 <i>Wissenschaftsforum, Berlin</i></p>
	12. Juli	<p>„Performing Institutions #3“ Werkstattgespräch – unter anderem mit Herbor dt/Mohren und Emanuel Towfigh <i>Stuttgart</i></p>
	21. bis 25. Juli	<p>3. Deutsch-Russisches Kooperationsforum junger Wissenschaftler <i>Bonn</i></p>
	August	<p>Speakers' Corner: „Bleibt alles beim Alten? Alte Texte – neue Kontexte“ Dramaturgisch inszenierter Vortrag sozialhistorischer Quellen nach einer Projekt-idee von Marc Helbling, Katharina Heyden und Rebekka Voß <i>Frankfurt (15.8.), Berlin (17.8.), Göttingen (24.8.)</i></p>
Ausblick	22. August	<p>Ausstellungseröffnung „Die Berliner Weltverbesserungsmaschine“ Kurator: Friedrich von Borries. Ausstellung vom 23. August bis 20. Oktober <i>Hamburger Bahnhof, Berlin</i></p>
	20. bis 22. September	<p>Herbstplenum <i>Halle</i></p>
	9. bis 13. Oktober	<p>„Die Natur-Kultur-Grenze in Kunst und Wissenschaft: historische Entwicklung – interdisziplinäre Differenz – aktueller Forschungsstand“ Interdisziplinäre Tagung der AG Klang(welten) <i>Saas-Fee (Schweiz)</i></p>
	7. bis 9. November	<p>Ideenwerkstatt <i>Schloss Goldschmieding, Castrop-Rauxel</i></p>
	18. bis 19. November	<p>„Theorien zur Populärkultur“ Workshop der AG Populärkultur(en) <i>Frankfurt</i></p>

PUBLIKATIONEN 2013



WISSENSCHAFT 2014 EIN KALENDER DER AMBIVALENZEN

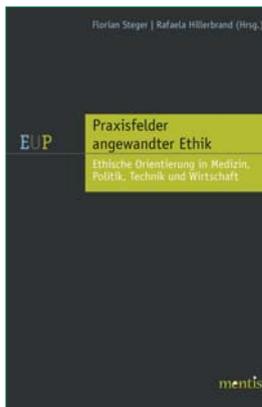
Klare Fragen – klare Antworten?! Ganz so einfach ist es nicht: Wissen-schaft soll uns zwar Wissen über die Welt vermitteln, aber diese ist eben in den meisten Fällen nicht eindeutig. Wer sie angemessen beschreiben will, muss differenzieren und ‚Grautöne‘ akzeptieren. „Gibt es Rassen?“ – „Was heißt ‚in Würde sterben‘?“ – „Muss $1 + 1 = 2$ bewiesen werden?“ – „Sind die Juden ein Volk?“: 50 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Mitglieder und Alumni der Jungen Akademie, greifen diese sowie viele weitere Fragen auf und erklären, warum unsere Antworten ambivalent und offen bleiben müssen, wenn sie wissenschaftlich sein sollen.

Herausgeber

Klaus Oschema, Ulrike von Luxburg und Marc Helbling

Verlag

Jan Thorbecke Verlag
Ostfildern, 2013



PRAXISFELDER ANGEWANDTER ETHIK ETHISCHE ORIENTIERUNG IN MEDIZIN, POLITIK, TECHNIK UND WIRTSCHAFT

Moralisch korrektes Verhalten braucht mehr als kodifizierte Normen und allgemeine Handlungsanweisungen, es erfordert spezifisches Wissen und besondere Fähigkeiten. Die Anwendung allgemeiner Regeln in komplexen Handlungssituationen – sei es im klinischen Alltag bei der Therapiebegrenzung, sei es bei politischen Entscheidungen über die Höhe von Treibhausgasreduktionen – erfordert spezifisches Wissen und besondere Fähigkeiten. Der Band fasst die Ergebnisse zweier Workshops der AG Ethik in der Praxis zusammen, in denen versucht wurde, das unterschiedliche Vorgehen der verschiedenen Ethiken durch ein gemeinsames moralisches und kognitives Konzept zu ergänzen und so weite Teile der angewandten Ethik näher an die Praxis zu führen.

Herausgeber

Florian Steger und
Rafaela Hillerbrand

Verlag

mentis Verlag
Münster, 2013

WAS MACHT EIGENTLICH ... BETTINA BEER?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

1. Ist Freude für deine Arbeit wichtig? Sollte sie es sein?

Unbedingt! Man darf nur nicht erwarten, dass alle Arbeiten gleichermaßen Freude machen ...

2. Was an deiner Arbeit macht dir Freude?

Forschen in der Fremde, die Ergebnisse und meine Erfahrungen zu vermitteln.

3. Was war der größte Erfolg der Menschheit?

Die Erfindung der Schrift.

4. Wenn du morgen stürbest, auf was von dem, was du erreicht hast, wärest du stolz?

So manche Gremiensitzung überlebt zu haben ...

5. Was von dem, was du erforschst, ist relevant für die Menschheit?

Alles.

6. Was rätst du einem Doktoranden?

Neugierig zu bleiben und sich nicht von der Verschulung des Promovierens einschüchtern zu lassen.

7. Was rätst du einem Professor?

Neugierig zu bleiben und sich nicht von der Verschulung der Universität lähmen zu lassen.

8. Was war der größte Fehler der Menschheit?

Wenn mit Menschheit die gesamte Weltbevölkerung gemeint ist, dann gibt es keine wirklich gemeinsamen Fehler. Für die meisten sind nur Teile der Menschheit verantwortlich.

9. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?

Mehr Offenheit für unerwartete Ergebnisse.

10. Sollte man die Universitäten abschaffen?

Auf keinen Fall, man sollte sie bewahren und sie nicht zu verschulden Ausbildungsanstalten umfunktionieren.

11. Was hat deine Universitäts- bzw. Forschungskarriere mit dir gemacht?



ZUR PERSON

Bettina Beer ist Professorin am Ethnologischen Seminar der Universität Luzern. Ihre regionalen Schwerpunkte sind die Philippinen und Papua-Neuguinea. Derzeit forscht sie zu Konflikten und sozialen Transformationen in Bergbaugebieten.

Ich sehe das eher umgekehrt: Ich habe meine „Universitäts- bzw. Forschungskarriere“ gemacht.

12. Was hat die Junge Akademie mit dir gemacht?

Die Junge Akademie hat mir gezeigt, wie viel Kreativität Freiheit von strikten Zielvorgaben und die Offenheit für Unerwartetes freisetzen kann.

13. Hast du etwas zu sagen?

Ich habe viel mehr Fragen als Antworten ...

14. Was sind deine letzten Worte?

... letzte Worte ...



JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de